

DIE WELTWOCH



Faustrecht

Die Schweiz verroht, weil sie verludert.

Von Alex Baur und Katharina Fontana

Asylgrund schwul

Neuer Migrationschlager. *Von Christoph Mörgeli*

Lebensweisheiten der Antike

Was die wichtigsten Sprichwörter bedeuten.

Von Kurt Steinmann

Pornos für Frauen
Ein Gespräch mit
Filmmacherin
Petra Joy





PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Orologi Gioielli Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli+Iff, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin, Via Nassa 27
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri AG, Neugasse 9

Zürich

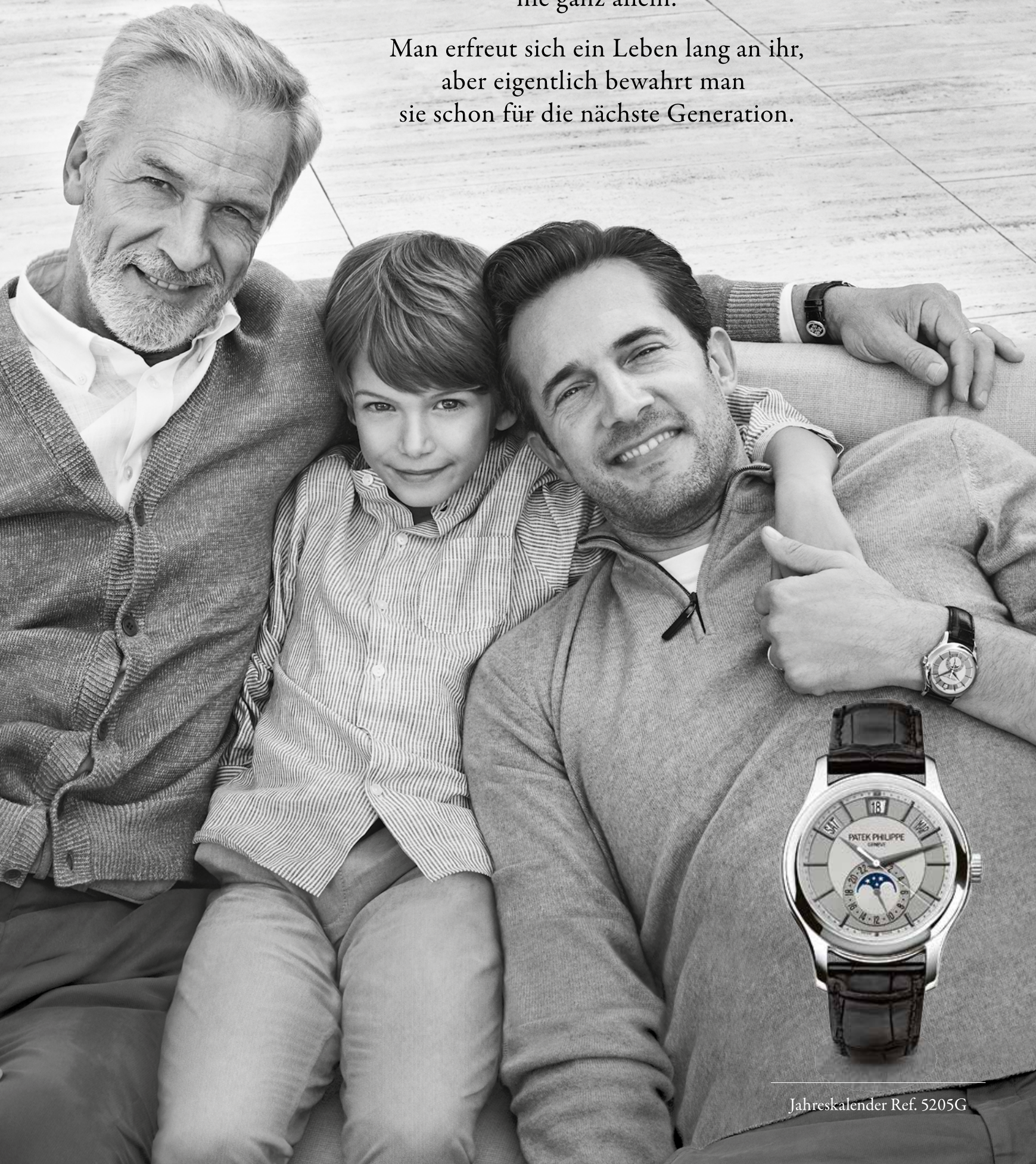
Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.





© UBS 2018. Alle Rechte vorbehalten.

Weil die Schweiz nicht nur Banker braucht.

UBS engagiert sich für die Berufslehre.

Als einer der bedeutendsten Ausbilder der Schweiz setzt sich UBS für die Bekanntheit und das Image der Berufsbildung ein. So sind wir unter anderem Presenting Partner der SwissSkills 2018, der grössten Berufsshow der Welt.

SwissSkills 2018
12.-16.9.
Bern

Mehrere schockierende Gewaltorgien haben die Schweiz in den letzten Tagen und Wochen erschüttert. Während in Genf kürzlich eine Horde Männer fünf Frauen spitalreif prügelte, hinderte am vergangenen Wochenende an der Zürcher Seepromenade ein randalierender Mob die Sanität daran, Erste Hilfe gegenüber drei Asylsuchenden zu leisten, die bei einer Messerstecherei verletzt worden waren. Die Stadtpolizei brauchte trotz Grossaufgebots und eines Wasserwerfereinsatzes zwei Stunden, um die Lage an der Zürcher Flaniermeile unter Kontrolle zu bringen. Die Täter flüchteten im Tumult. In Bern gehören derweil schwere physische Angriffe auf Polizisten – aus dem Umfeld der Reitschule – seit Jahren zur Tagesordnung. Was ist los in unseren Städten? Redaktor Alex Baur hat bei den Polizeikorps recherchiert und Kriminalstatistiken ausgewertet. **Seite 18**

Es kommt Bewegung in die Sache: Auf unsere Recherche zum Streit um den Schienenlärm im Kanton Zug («Die im Dunkeln sieht man nicht – aber man hört sie», Nr. 33/18) haben sich verschiedene Betroffene aus anderen Regionen gemeldet, von Bern über den Aargau bis zum Bodensee. Der Widerstand gegen die durch die Züge verursachte Lärmbelastung wächst. Besonders in den Fokus rückt der sogenannte Schienenbonus. Bisher durften Züge nämlich lauter sein als Motorfahrzeuge. Der Grund: Die Bevölkerung nahm den Schienenlärm in der Vergangenheit als weniger störend wahr als den Strassenlärm. Doch diese Annahme ist veraltet, wie Philipp Gut in seinem Artikel über die jüngsten Erkenntnisse aus der Lärmforschung zeigt. **Seite 26**

Die Fussball-WM in Russland hat doch noch einen Schweizer Sieger hervorgebracht: Remo Staubli, ehemaliger Profi bei Klubs in Zürich, Lugano und Aarau, feierte als Hauptdarsteller im Werbespot des Online-Anbieters Galaxus überwältigende Erfolge. «Als Fussballer hatte ich in allen Spielen zusammen ein nicht annähernd so grosses Publikum», erzählte er unserem Reporter Thomas Renggli. Der 29-jährige Staubli ist ein Mann für alle Fälle: Als Model lief er schon für Armani in Mailand über den Laufsteg, an der Universität St. Gallen steuert er derzeit den Master an, und bei seinem Stammklub Meilen fungiert er als ehrenamtlicher Sportchef. Insgeheim träumt er von der Rückkehr ins Fussballgeschäft: «Die Emotionen, die dir dieser Sport gibt, kannst du weder als Model noch in der Finanzwelt erleben.» **Seite 60**

Die wohl häufigste Drohung, die in der Schweiz ausgesprochen wird, lautet: «Dann rufe ich dem <Kassensturz> an!» Wer die Dro-



Gibt Rat: SRF-Rechtsexpertin Baumgartner.

hung wahr macht, landet mit grosser Wahrscheinlichkeit bei Gabriela Baumgartner, der Rechtsexpertin der SRF-Konsumsendungen «Kassensturz» und «Espresso». Sie weiss, ob eine Kündigung rechtens ist, ob man den Nachbarn vom Rauchen auf dem Balkon abhalten kann, ob man für den Schaden bezahlen muss, den die Katze im fremden Garten angerichtet hat. Und sie vermag die Antwort am Mikrofon kompetent und verständlich zu begründen. Rico Bandle hat die sympathische Frau getroffen, die es nach einer schwierigen Schulzeit auf dem zweiten Bildungsweg zu einer der bekanntesten Juristinnen der Schweiz gebracht hat. **Seite 32**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,
Christoph Mörgele, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huissseling, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Chris von Rohr, Peter Ruch,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli,
Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler,
Corina Mühle (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Julia Dunlop (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Bewegung von links: Sahra Wagenknecht. Seite 12



Frage nach der Verantwortung: Genua. Seite 34



«Als Fussballer hatte ich ein nicht annähernd so grosses Publikum.»

Remo Staubli: Seite 60

Titelgeschichte

- 7 Editorial
- 16 **Warum Männer zuschlagen**
Ist der Hang zur Gewalt angeboren?
- 18 **Renaissance des Mobs**
Gewalt in Zürich und Genf

Kommentare & Analysen

- 9 **Kommentar**
Lehrplan 21: Im Kompetenzrausch
- 10 **Gesellschaft**
#MeToo greift gegen Frauen
- 11 **Eilmeldung** Schlägerangriff in Genf:
Polizeidirektor Maudet windet sich
- 12 **Kopf der Woche** Sahra Wagenknecht:
Femme fatale der Linken
- 20 **Mörgeli**
Funciello-Karikaturen verbieten
- 20 **Bodenmann** ILO widerlegt Seco
- 21 **Medien** Gut gemeint und gut
- 21 **Die Deutschen** Arbeitsmüde

Inland

- 22 **Sonnenkönig Berset** Kein anderer
Bundesrat inszeniert sich aufwendiger
- 24 **Asylgrund schwul**
Neues Erfolgsmodell für Migranten?
- 26 **Züge sind schlimmer als Autos** Die
SBB profitieren vom «Schienenbonus»
- 27 **Doris Leuthard** Die CVP-Bundesrätin
denkt an Rücktritt
- 28 **Bundesverfassung von 1848**
Start mit leichtem Gepäck
- 30 **Selbstdiskriminierung der Frauen**
Rentenalter 65

Ausland

- 34 **Die Benetton-Ballade**
Nach der Brücken-Katastrophe
in Genua
- 38 **Der andere Freistaat** Matthias
Matussek über die Sachsen, Teil 2
- 42 **Zweierlei Frühling**
Václav Klaus über Prag und 1968
- 44 **Doug Ford** Der konservative
Herausforderer von Justin Trudeau
- 46 **Inside Washington** Kostümprobe
- 46 **Brief aus** Panmunjom

Wirtschaft & Wissenschaft

- 36 **Zeitbombe** Italien An den Märkten
wächst das Misstrauen
- 50 **Weisheit der Antike** Der Sinn
der lateinischen Sprichwörter
- 52 **Phänomen ASMR**
Der unwiderstehliche Reiz der Laute
- 62 **Mysterien der Weltgeschichte**
Das Doppelleben des Dr. Aribert Heim

Kultur & Gesellschaft

- 32 **Gabriela Baumgartner**
Die SRF-Rechtsexpertin weiss
auf alles eine Antwort
- 48 **Ikone der Woche**
Königin des Matterhorns
- 47 **Zuunterst in Down Under**
Geheimtipp für Australienreisende
- 51 **#MenAreTrash**
Neuster feministischer Hashtag

- 54 **Petra Joy** Pornos für Frauen
- 60 **Remo Staubli** Die erstaunliche
Karriere des Modellathleten

Rubriken

- 9 **Im Auge** Karin Kneissl
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf 1** Kofi Annan
- 19 **Nachruf 2** Aretha Franklin
- 19 **Nachruf 3** Rudolf Hunsperger
- 58 **Die Bibel** Lob der Monogamie
- 58 **Kino** «BlacKkKlansman»
- 59 **Knorr's Liste**
- 59 **Jazz** Kukuruz Quartet
- 63 **Fragen Sie Dr. M.**
- 63 **Gewinner der Woche** Aryzta
- 65 **Thiel** Ameisen
- 64 **Namen**
Champagner und Zuckerwatte
- 65 **Fast verliebt** Sex nach Plan
- 65 **Unten durch** Sommer-Extra (3)
- 66 **Wein**
Merlots zwei Gesichter
- 66 **Salz & Pfeffer**
Im Reich der Entenpresse
- 67 **Auto** BMW M5
- 68 **Darf man das?/Leserbriefe**

Faustrecht

Die Schweiz verroht, weil sie verludert. Von Roger Köppel

Die Schweiz verroht, weil sie verludert. Für diesen Befund braucht es keine Statistiken. Lebenserfahrung genügt. Vor zwei Wochen schlugen in Genf zwei Maghrebiner aus Frankreich mehrere Frauen spitalreif. Es dauerte Tage, bis sich die Behörden endlich dazu durchringen konnten, ehrliche Angaben über die ihnen längst bekannte Herkunft der Täter zu liefern.

Am letzten Wochenende, an einem lauen schönen Sommerabend, musste in Zürich eine wichtige Verkehrsachse bei einer Spaziermeile am See für rund zwei Stunden gesperrt werden. Grund war eine Strassenschlacht zwischen linksradikalen Hooligans und der Polizei im Gefolge einer Messerstecherei unter Afghanen und/oder Syrern, mutmasslich aus dem Milieu des neuen, prestigösen städtischen Asylantenheims.

Einmal abgesehen vom Affront, mit welcher Selbstverständlichkeit hier ein Blitzmob lebensgefährlich auf die Ordnungskräfte und die Sanität losging, Steine und gefüllte Glasflaschen werfend, beendete zusätzlich der Umstand, dass die Krawallverbrecher offenbar auf Sympathien von Mitläufern und Gaffern zählen konnten. Der Angriff auf die Polizei wurde als krankes Volks- und Gröfkest inszeniert.

Faustrecht in Zürich, Würgattacken in Bern: Eine ehemalige SP-Stadträtin wurde Anfang Juni nach eigener Aussage von einem Kongolesen am Hals gepackt und bedroht, nachdem sie ihn und seine Freunde gebeten hatte, im Monbijoupark die Musiklautstärke aus den Boxen etwas herunterzuschrauben. Die Anzeige der Erziehungswissenschaftlerin wurde mit der Begründung zurückgewiesen, sie habe dem Schwarzen, weil sie ihn fotografiert habe, möglicherweise einen «Anlass für die Tätlichkeit» geliefert, sie sei also selber schuld.

Die Schweiz verludert. Sie verdreckt. Sie verroht. Und wir schauen zu, scheinen uns damit abzufinden. Letzten Samstag war eine prominente amerikanische Journalistin in der Bundesstadt zu Gast, über dreissig Jahre nach ihrem ersten Besuch. Sie traute ihren Augen nicht, was aus dem idyllischen Bern von einst geworden war. Für sie unfassbar, dass die Behörden die zahllosen Graffiti und Verschandelungen an Brücken und Gebäuden einfach stehenlassen.

Früher wurden wir von unseren Eltern dazu erzogen, immer freundlich grüezi zu sagen. Man traute sich kaum, ein Papierchen auf die Strasse zu werfen. Heute ist das flächen-

deckende Velostehlen in den Städten ein Kavaliärsdelikt. Wieder Bern, aber es könnte auch Zürich oder Genf sein: Die Veloverleihfirma Publibike musste dieser Tage vorübergehend ihren Betrieb einstellen, weil innert Stunden fast die ganze Flotte geklaut worden war. Die Diebe und Veloknacker prahlten wie Helden auf den sozialen Medien.

Warum verludert die Schweiz? Weil es geht. Weil man es zulässt. Weil die Behörden unfähig oder unwillig sind, die öffentliche Ordnung kompromisslos aufrechtzuerhalten. Achtzig Polizisten waren an der Zürcher Seestrasse gegen die Messerstecher und die Hooligans im Einsatz. Es gab exakt eine Verhaftung. Die Polizisten schafften es kaum, an das Messer-Opfer heranzukommen. Der Respekt vor den Ordnungshütern muss gleich null gewesen sein.

Das ist das Schlimmste, ein doppeltes Verbrechen: Jede Attacke auf einen Polizisten ist auch eine Attacke auf die öffentliche Ordnung, auf den Staat, auf uns. Deshalb darf es hier nur eine Devise geben: keine Toleranz und schärfste Strafen. Dass sich das Faustrecht in der Schweiz so austobt wie am letzten Wochenende in Zürich, ist ein gellendes Alarmsignal. Viele scheinen es zu überhören im allgemeinen Getöse und Gebrüll. Die öffentliche Ordnung ist im Begriff, sich aufzulösen.

Persönlich verantwortlich für die lausigen Zustände sind die Sicherheitsdirektoren der Städte und der Stadtkantone. Sie führen die Polizei, sie geben den Ton vor, sie setzen den Rahmen, in dem die Sicherheitskräfte manövrieren müssen. Erschreckend viele Ordnungshüter fühlen sich von der Politik aber im Stich gelassen, den pöbelnden Horden ausgeliefert. Die Polizisten müssen ausbaden, was die Politik anrichtet. Zum Beispiel in der Asyl- und Migrationspolitik.



Der Mensch braucht Ordnung und Grenzen.

Mit welcher Eleganz und Eloquenz sich die Verantwortlichen aus der Verantwortung stellen, macht das Beispiel des freisinnigen Genfer Sicherheitsdirektors Pierre Maudet deutlich. Der Jungstar mit französischem Pass und französischen Neigungen durfte sich nach den Prügelexzessen in seinem Stadtkanton dank gütiger Mithilfe der Medien wie ein neutraler Experte aufspielen. Statt selber hinzustehen, forderte er wohlfeil eine «nationale Plattform gegen Gewalt an Frauen». Drückeberger Maudet möchte die Verantwortung lieber auf den Bund, auf die Berner Zentrale, abschieben.

Die Linken behaupten, mehr Polizei, mehr Härte, mehr Strafe bringen nichts. Unsinn. Vermutlich glauben sie selber nicht daran. Die grüne Zürcher Sicherheitsdirektorin Karin Rykart war im Wahlkampf noch gegen Körperkameras, die den Polizisten die Ermittlungen erleichtern würden. Nach den Nachtkrawallen war sie plötzlich dafür. Ihre Freunde nennen es «Dazulernen». Zutreffender ist das Wort Opportunismus. Wären die rot-grünen Unsicherheitspolitiker von ihren Grundsätzen überzeugt, würden sie diese nicht so rasch über Bord werfen.

Die Schweiz verroht, weil man sie verludern lässt. Die Politik träumt, sozialpsychologisch korrekt, den «ganzheitlichen Ansatz». Man möchte die Ursachen des Verbrechens an «der Wurzel» packen – meistens durch immer teurere, sinnlose Therapieprogramme auf Kosten der noch steuerzahlenden Allgemeinheit. Vernünftiger wäre es, die konkrete Unordnung, die Sauerei auf den Strassen, in den Städten, in den verwahrlosten Quartieren zu beseitigen. Indem der Staat demonstriert, dass er die Verwahrlosung nicht mehr hinnimmt, schreckt er die Vandalen und die Kriminellen ab.

Der Mensch braucht Ordnung und Grenzen. Er muss gelegentlich in Schach gehalten werden. Gewalt und Chaos breiten sich aus, wenn der Staat schwächelt, wenn er sich zurückzieht. Das haben die New Yorker in den siebziger und achtziger Jahren erlebt. Und überwunden. Die damalige Stadtregierung zog unter massivem Protest von links die Schrauben an. Versprayed Züge und Gebäude wurden notfalls über Nacht gereinigt. Jede zerbrochene Fensterscheibe wurde umgehend repariert. Wer keine Sumpfbüden will, muss den Sumpf austrocknen. Immer und immer wieder.

Wir behandeln viele Stars – am häufigsten den grauen und den grünen.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

25 JAHRE KLINIK PYRAMIDE Spitze für Sie

KLINIK PYRAMIDE AM SEE

The Breitling Jet Squad
Jacques Bothelin
Christophe Deketelaere
Paco Wallaert



AIR

LAND

NAVITIMER 8

SEA



BREITLING
1884

#SQUADONAMMISSION

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • ZERMATT
ZURICH

Im Kompetenzrausch

Von Alain Pichard — Das Schuljahr hat begonnen, nun müssen wir Lehrer den neuen Lehrplan 21 umsetzen. Es handelt sich um ein Werk von Theoretikern, das kaum praxistauglich ist.



«Implementierung» heisst das Zauberwort.

Natürlich werden meine Lehrplan-kritischen Mitstreiter und ich derzeit oft – mitunter etwas hämisch – gefragt, wie wir nun mit dem Lehrplan 21 gestartet seien. Denn ab diesem August ist das verheissungsvolle Dokument in Kraft, das unsere Schüler von einem verstaubten zu einem zeitgemässen Unterricht führen soll. Die Bemerkungen nehmen wir mittlerweile gelassen entgegen. Wir, die seinerzeit das Memorandum «550 gegen 550» lancierten, setzen nun den Lehrplan pragmatisch um, den wir lange bekämpft haben.

Unter uns gibt es niemanden, der seinen Unterrichtserfolg mit dem blossen Nachvollzug von Schulwissen gleichsetzt, wie dies den Lehrkräften des Landes oft angedichtet wird. In unserem Berufsverständnis geht es immer um das Verstehen, Durcharbeiten und Anwenden des Stoffes durch unsere Schüler, also um zunehmendes Können in unseren Fächern.

Im Übrigen sind Lesen, Rechnen und Schreiben klassische Kompetenzen, und zwar entscheidende. Sie sind einiges wichtiger als beispielsweise das im Lehrplan 21 formulierte Kompetenzziel: «... können ihren Körper sensorisch wahrnehmen und musikbezogen reagieren».

Für viele von uns bleibt dieser Lehrplan 21 fremd und in weiten Teilen ein «albernes Geschwafel». Selbst in unserem nördlichen Nach-

barland, das den Weg zur Kompetenzorientierung bereits vor Jahren vollzogen hat (und mächtig darunter leidet), lacht man über die Beflissenheit der Schweizer, die wieder einmal alles besonders gut machen wollen.

Die Idee, einen derart detaillierten Kompetenzkatalog aufzulegen, stammt von Theoretikern. Sie glauben, den Prozess des Erwerbs von Kompetenzen über alle Schulstufen hinweg systematisch aufbauen zu können. Und sie ignorieren völlig, dass die Unterrichtssituationen in der Schweiz überall verschieden sind. So unterrichte ich derzeit hauptamtlich am Oberstufenzentrum Orpund eine Klasse, in der vier Schüler zu Hause kein Deutsch sprechen. Gleichzeitig habe ich auch Lektionen in einer Klasse in einem Oberstufenzentrum in Biel (Luftlinie: 1,5 km), in der lediglich drei Schüler zu Hause Deutsch sprechen.

In den Masterplänen der Theoretiker kommen die Schwierigkeiten des Alltags grundsätzlich nicht vor.

Umerziehungsprogramm

Der Lehrplan 21 allein war nie das Problem – abgesehen von seinem radikalen Innovationsanspruch. Das Problem ist, dass er Teil einer grösseren Entwicklung ist, die sich nach und nach durchsetzt.

Mit Harmos wurde der Bevölkerung seinerzeit ein Harmonisierungsprojekt verkauft, das sich in Wirklichkeit aber als eine Steuerungsvorlage erwies: Hier wurden die Weichen in Richtung Kompetenzorientierung, Standardisierung, Vermessungswahn und Output-Orientierung gestellt.

Eine Allianz aus Politik, Verwaltung und Wissenschaft verfolgt ihre eigenen Interessen, die nur bedingt etwas mit einer gesunden Entwicklung unserer Schule zu tun haben. Es geht um Kontrolle und Auftragssicherheit. Der klassische Konflikt zwischen Basis und Überbau ging in den ersten Runden klar an den Überbau. Das ständig wachsende Heer an Test- und Lehrplanentwicklern, Lehrmittelherstellern, Schulmanagern, Lernberatern, Evaluationisten, Funktionären oder PH-Dozenten sichert sich mit eifriger Unterstützung unserer Lehrerverbände seinen Anteil an dem ständig wachsenden Bildungskuchen.

Die Folge sind Kompetenzraster, neue Beurteilungsfornen, Bewertung überfachlicher Kompetenzen, siebenseitige Beobachtungs-

» Fortsetzung auf Seite 10

Putin heiratet



Karin Kneissl, glückliche Braut.

Putin heiratet Karin Kneissl. Achtung, Fake News. Über Putins Liebesleben dringt kaum ein Gerücht durch die Kremlmauern. Aber darauf war die Welt nicht vorbereitet. Wladimir Wladimirowitsch landete in Graz und fuhr über die abgesperrte Autobahn in die tiefe Steiermark nach Gamlitz zum Landgasthof «Tscheppes», im Anhang das Hochzeitsgeschenk, den Don Kosaken Chor, und seither staunt oder empört sich die Weltpolitik. Einer hat sich dazu nicht geäussert, er ist auch kaum auf den Hochzeitfotos auszumachen: der real existierende Bräutigam, den die österreichische Aussenministerin Karin Kneissl, 53, zum Mann genommen hat. Er heisst Wolfgang Meilinger, ein Unternehmer und laut dem *Kurier* auch ein «Glücksritter». Putin hat allen die Show gestohlen, vor allem der erstaunlichen Aussenministerin.

Karin Kneissl ist vom Bundeskanzler Sebastian Kurz als unabhängige Parteilose in die Wiener Rechtsregierung berufen worden. Sie nimmt nie ein Blatt vor den Mund. Den EU-Lenker Jean-Claude Juncker etwa nennt sie «arrogant», «rüpelhaft», «Brüsseler Cäsar», das EU-Türkei-Abkommen über Flüchtlinge «Unfug». Sie spricht sieben Sprachen, studiert hat sie in Wien, Washington, Jerusalem, Amman und Paris. Aufgewachsen ist sie auch in Jordanien, ihr Vater war Privatpilot von König Hussein. Als Juristin gründete sie eine Whistleblower-Hilfsorganisation. Sie unterstützt das unabhängige Katalonien. Sie kritisiert den Zionismus. Sie bezeichnet 80 Prozent der Migrantinnen als «testosterongesteuerte junge Männer, die nicht mehr zu einer Frau kommen». Sie schreibt leidenschaftlich, hauptsächlich Bücher über den Nahe Osten, ihre Sehnsuchtsgegend. Sie lebt auf einem Bauernhof als Selbstversorgerin mit Hunden und Ponys, auch noch als Ministerin. Früher hat sie den Stall selber ausgemistet. Sie schwimmt täglich einen Kilometer. Sie ist gross, grösser als Putin. Der flog dann weiter nach Berlin zu Angela Merkel, und es muss ihm langweilig geworden sein. Peter Hartmann

fragebögen im Kindergarten, flächendeckende Tests in der Nordwestschweiz, Change-Management-Papiere im Thurgau, Umbau des Hauswirtschaftsunterrichts, eine abenteuerliche Fremdsprachendidaktik, «Classroom Walkthrough»-Kontrollen der Schulleitungen, neue Inklusionskonzepte, die derzeit auf die Schulen unseres Landes niederprasseln.

Für eine Bilanz ist es sicher noch viel zu früh. Aber erste Auswirkungen sind benennbar: Kindergärtnerinnen müssen Windeln wechseln, Dreizehnjährige sich für Schnupperleh-

Den Eltern ist zu raten, im Zweifelsfall der Weisheit der Praxis zu vertrauen.

ren bewerben, Arbeitsgesetze mit Ausnahmeklauseln versehen werden, weil die Lehrlinge zu jung sind. Die Anzahl der Lehrabbrüche steigt, mit einer untauglichen Fremdsprachendidaktik wird unsere französische Landessprache an die Wand gefahren, und der bei uns beliebte Hauswirtschaftsunterricht wird zugunsten eines «ideologiebefrachteten Umerziehungsprogramms» in einen Theorieunterricht verwandelt.

Lasst uns in Ruhe arbeiten

Die neuen «professionellen Leitungsstrukturen» dienen nun der Umsetzung. «Implementierung» heisst hier das immer häufiger auftauchende Zauberwort. Ein Wort, das die Erwartung weckt, man könne an den Schulen herumschrauben, ähnlich, wie ein Algorithmus es mit Programmen tut. Und so werden kritische Lehrkräfte vermehrt drangsaliiert oder mit den «sanften Methoden des Change-Managements» gefügig gemacht. Dahinter stehen die wirtschaftsfreundlichen Lobbygruppen, Stiftungen, Think-Tanks oder internationalen Organisationen, in ihrem Geist von der Handschrift einer neoliberalen Ideologie geprägt, die unsere Bildungsideale als überholt betrachten.

Den Eltern ist zu raten, im Zweifelsfall der Weisheit der Praxis zu vertrauen, denn das Herz der Unterrichtsentwicklung ist der Einfallreichtum der Lehrkräfte, die je den richtigen Mix für ihre Situation finden müssen. Das Schweizer Schulwesen war bis anhin recht stabil, seine Resultate liessen sich sehen.

Vielleicht ist es ein frommer Wunsch: Aber man sollte uns in Ruhe arbeiten lassen, auch mit diesem Lehrplan. Methodenfreiheit, zurückhaltende Behörden und die Erkenntnis, dass Schulen am meisten von anderen Schulen lernen, werden sich auszahlen, zum Wohle unserer Kinder.

Alain Pichard ist Lehrer und Gemeindepolitiker (GLP) in Biel.

#MeToo greift gegen Frauen

Von *Claudia Schumacher* — Die Schauspielerin und Frauenrechtlerin Asia Argento soll einen Jungen vergewaltigt haben. Was bedeutet das für den Feminismus?

O Gott. Das war eine harte Woche für alle Feministinnen und Feministen, die an das Gute glauben. Zuerst lancieren ein paar Extremistinnen den unsäglichen Hashtag #MenAreTrash (siehe S. 51) und verlieren damit selbst die Grundregeln des Anstands aus den Augen. Die vernünftigen Feministinnen und Feministen müssen sich dazu irgendwie verhalten und reden sich den Mund fusslig. Dann deckt die *New York Times* am 19. August auf, dass die Schauspielerin und #MeToo-Frontfrau Asia Argento sich an einem minderjährigen Jungen vergangen haben soll. Beim Feminismus ist das leider genauso wie bei allen anderen offenen Bewegungen: Jeder darf mitmachen, ganz ohne Intelligenztest oder Integritäts-Screening.

Asia Argento wurde zu einem der Gesichter von #MeToo, nachdem sie davon gesprochen hatte, von Filmproduzent Harvey Weinstein vergewaltigt worden zu sein. Sie sei damals 22 Jahre alt gewesen, blieb danach in Weinstains Nähe und hatte in losen Abständen Sex mit ihm. Rückblickend sagte sie, die Vergewaltigung habe sie gebrochen, Weinstein habe danach «gewonnen».

Feministin soll Täterin sein

Nun wurde bekannt, dass Argento in eine Geschichte verwickelt ist, die fast einer Nachstellung dieser Ereignisse gleicht. Diesmal wird



Nachstellung der Ereignisse: Asia Argento.

Argento selbst der Tat verdächtigt. Erschwerend kommt hinzu, dass sie sich an einem Minderjährigen vergangen haben soll. Der Kinderschauspieler Jimmy Bennett wirft ihr vor, ihn im Alter von siebzehn Jahren in einem Hotelzimmer betrunken gemacht, oral befriedigt und schliesslich geritten zu haben – Vergewaltigung? Jedenfalls soll Argento, die einmal Bennetts Mutter spielte, ihn protegierte und als «Sohn» bezeichnete, 380 000 Dollar an Bennett gezahlt haben. Zwei Tage nachdem die *New York Times* die Geschichte veröffentlicht hatte, bezog Argento Stellung: Bennett lüge. Sie habe nie mit ihm Sex gehabt. Die Zahlung habe zudem ihr Partner getätigt, als Bennett in finanziellen Schwierigkeiten steckte. Der *New York Times* liegt aber offenbar ein Selfie von Bennett und Argento vor, das die beiden gemeinsam im Bett zeigt.

Auf Twitter «scherzten» Männer nun unter #SheToo: «Frauen die fürs Blasen 380 T Dollar zahlen... meine TelNr ist: shetoo» (*sic*), oder: «von metoo zu #shetoo, fehlt nur noch das #metwo. Schadenfreude ist doch die schönste Freude.» Leider gibt es auch für Feminismuseegner keinen Intelligenz- oder Empathietest.

Argento soll sich bereits im Jahr 2013 an Bennett vergangen haben, 2014 handelten Bennetts und Argentos Anwälte laut *New York Times* die Zahlung aus. Was hat sich Argento dabei gedacht, sich Jahre später an die Front von #MeToo zu wagen, wohl wissend, dass diese Geschichte ans Licht kommen könnte? Eine aufmerksamkeitsgierige Narzisstin, der jedes Scheinwerferlicht recht ist? War die Wunde, die Weinstein ihr verpasste, so tief, dass sie trotz des eigenen Fehlverhaltens gegen ihn vorgehen wollte, komme, was da wolle? Oder ist die Weinstein-Geschichte der Grund des Übels, repetierte und rächte Argento als Traumatisierte das Erlebte in Nachahmung an einem Unschuldigen? Oft werden Missbrauchsoffer zu Missbrauchstätern.

Man kann Argento zu verstehen versuchen – wenn sie getan hat, was ihr vorgeworfen wird, macht sie das nicht weniger schuldig.

Die gute Botschaft für #MeToo: Übergriffe werden auch dann verfolgt, wenn sie von Frauen an Männern verübt werden. Und solange sich sexuelle Gewalt und Machtmissbrauch weiterhin fast ausschliesslich von Männern gegen Frauen richten, kann auch kein vernünftiger Mann wegen Argento Schadenfreude empfinden, die sich gegen #MeToo richtet.

Gewalt ohne Grenzen

Von Jürg Altwegg — Der Angriff auf fünf Frauen in Genf kam von Schlägern aus den Banlieues jenseits der Grenze. Polizeidirektor Pierre Maudet ist ratlos. Auf dem Höhepunkt der Krise war er in den Ferien.

Seit einigen Tagen ist Genf stehend k.o., konstatierte die *Tribune de Genève* eine Woche nach dem brutalen Schlägerangriff auf fünf Frauen am Ende einer langen Sommernacht.



Es war kein Einzelfall. Ein Polizist wurde von einem Schweizer per Faustschlag niedergestreckt – Schädelbruch. In Lausanne droschen «ein Schwarzer, zwei Latinos, ein Europäer» auf einen 38-jährigen Mann ein, der ihnen keine Zigarette hatte geben wollen, wortlos, minutenlang. Er hätte genauso gut tot sein können.

selbst bürgerliche französische Politiker die grenzüberschreitende Kriminalität gerne mit dem Hinweis auf die soziale Diskriminierung aller, die keine Schweizer Löhne beziehen, verharmlosen. Es ist immerhin geplant, die noch junge schweizerisch-französische Einsatzbrigade in einem neuen Kommissariat einzuquartieren. Doch dessen Bau droht nun allerdings Macrons Sparmassnahmen zum Opfer zu fallen.

Wohlfeile Forderung

Im vergangenen Jahr wurden in Annemasse Flüchtlinge aus Syrien festgenommen, denen man in Marseille von den paradiesischen Zuständen an der Grenze erzählt hatte. *Le Temps* publizierte damals eine Reportage, die sich im Nachhinein wie eine Vorschau auf den diesjährigen Genfer Sommer liest. Polizisten hatten längst beobachtet, dass die Stadt ab vier Uhr morgens ausschliesslich von jungen Männern aus den Banlieues beherrscht wird. 41 Prozent der Straftaten auf Genfer Territorium werden von Delinquenten verübt, die nicht dort wohnen. Mit der Eröffnung der regionalen S-Bahn

Annemasse, der Grenzort nahe Genf, wurde zur prioritären Sicherheitszone erklärt.

Annemasse, der Grenzort nahe Genf, wurde zur prioritären Sicherheitszone erklärt.

niserregend – ist niemand angezählt. Keinem hat es angesichts des unfassbaren Schreckens dieser nackten, geballten Gewalt die Sprache verschlagen. Im Sommerloch fand die Kakophonie der soziologischen und ethnologischen Relativierungen, der genderspezifischen Schuldzuweisungen und ideologischen Instrumentalisierungen unter Ausblendung auch noch der wenigen bekannten Fakten einen ganz besonderen Widerhall. «Innerhalb eines Tages», zählte die Lokalzeitung auf, «hat die Empörung Abgeordnete, Organisationen wie Amnesty International, Marche mondiale des femmes und Le deuxième Observatoire sowie einfache Bürger mobilisiert: Frauen und Männer vereint gegen die Gewalt.»

Die Schläger kamen aus Frankreich, dessen Polizei die Täter offensichtlich identifiziert, aber merkwürdigerweise nicht verhaftet hat. In Annemasse – 35 000 Einwohner – hat die Kriminalität derart zugenommen, dass der Grenzort nahe Genf zur prioritären Sicherheitszone erklärt wurde: Die Verbrechensrate erreicht im französischen Landesvergleich absolute Spitzenwerte. Justiz und Polizei sind überfordert, ihre Mittel wurden weder der Zunahme der Gewaltakte noch dem rasanten Bevölkerungswachstum angepasst. Lediglich ein Viertel aller registrierten mutmasslichen Straftaten kommen vor Gericht. Vergehen im Ausland tauchen in der nationalen Statistik ohnehin nicht auf und haben auch deshalb keine Priorität. Ganz abgesehen davon, dass

bekommt Annemasse 2018 einen direkten Anschluss an die Genfer Innenstadt.

Nicht zu hören waren auf dem Höhepunkt der Krise die Verantwortlichen. Erst am vergangenen Wochenende meldeten sich mit fast zweiwöchiger Verspätung die oberste Kommandantin der Genfer Polizei, Monica Bonfanti, und Staatsrat Pierre Maudet zu Wort. Die Beziehungen zwischen der Polizei und der Regierung sind nach wie vor gespannt, im vergangenen Jahr wurde ein Streik in letzter Minute verhindert. Zahlreiche Justiz- und Polizeiskandale und Gewaltverbrechen haben die Republik erschüttert. Auch Bonfanti steht in der Kritik ihrer Truppen. Sie widersprach den Verantwortlichen der Notfallstation im Kantonsspital, die seit Jahren keine signifikante Zunahme von Gewaltverbrechen feststellen: «Es gibt eine neue Brutalität gegenüber den Polizisten.»

Noch vor drei Monaten hatte sie eine idyllische Bilanz präsentiert. Die Verbrechen gegen die «sexuelle Integrität» seien um 15 Prozent zurückgegangen. Seit 2012 gab es 40 Prozent weniger Einbrüche. Diese spektakuläre Verbesserung ist allerdings in erster Linie eine Folge des Ausnahmezustands, den Frankreich nach den Attentaten ausrief. Er führte zu verstärkten Grenzkontrollen. Inzwischen ist die Tendenz wieder steigend.

Bonfantis Bilanzkonferenz fand kurz vor der brillanten Wiederwahl Maudets in die Kantonsregierung statt. Maudet hat den Ruf eines pragmatischen Sicherheitspolitikers, der mit dem links-grünen Diskurs brach und Klartext spricht. In Genf regularisierte er tausend Sans-Papiers. Seit Ende April ist er auch noch Präsident der Konferenz kantonaler Justiz- und Polizeidirektoren. Als er sein Amt antrat, forderte er schweizweit zweitausend zusätzliche Polizisten.

Die Forderung mag richtig sein, aber sie ist auch etwas wohlfeil. Das passt ins Bild: Zur Bekämpfung der neuen «extremen Gewaltbereitschaft» nach den brutalen Angriffen auf die jungen Frauen in Genf forderte Maudet «mehr Prävention und mehr Repression». Und er ruft zur Schaffung einer nationalen Plattform gegen Gewalt an Frauen auf. Damit delegiert der Genfer Sicherheitsdirektor das Problem vom Kanton weg an den Bund. Maudet redet über die Gewalt in Genf wie ein externer Experte, dabei ist er doch für die Sicherheit im Kanton verantwortlich. Eine Bevölkerung im Schockzustand darf mehr von ihm erwarten. Fast so übel nimmt man Maudet allerdings, dass er seine erste Stellungnahme zu dem Verbrechen viel zu spät und nicht zu Hause abgab, sondern in der Deutschschweizer Sonntagspresse.



Man darf mehr von ihm erwarten: Staatsrat Maudet.

Femme fatale der Linken

Von Matthias Matussek — Mit ihrer Sammlungsbewegung «Aufstehen» versucht Sahra Wagenknecht die politischen Verhältnisse in Deutschland zum Tanzen zu bringen.

Schon auf dem Parteitag der Linken im Juni dieses Jahres wurde deutlich, dass Sahra Wagenknecht sich isolieren würde. Eine «Einigungsbewegung» über die Parteigrenze hinweg war ihr Plan, der Saal wusste davon und sah darin das, was im Vokabular der Bolschewiki stets als «Sektierertum» gehandelt wurde: einen Spaltungsversuch.

Mittlerweile haben sich die Parteispitze der Linken und Wagenknechts Kollege Dietmar Bartsch als Co-Fraktionschef deutlich distanziert, die Bewegung sei zunächst nichts als eine professionell gemachte Seite im Internet, auch wenn, so wird verbreitet, sich bereits 50 000 Interessierte gemeldet hätten.

Wie sie dort am Pult stand, aufrecht, ja stolz, inmitten des Tumults, den sie mit ihrer Rede auslöste, eine aristokratische Haltung, was als Attribut für eine Sozialistin natürlich eine *Contradictio in Adjecto* ist, eher Marie-Antoinette als eines der Bastille-Weiber – die sassen eher unten und haben sie gehasst.

Sie hatte es gespürt und all die populistischen Pflichtübungen eingeflochten, die finstere AfD fest im Visier und die Faschisten, und natürlich kommt die brechtsche Warnung, dass «dieser Schoss noch fruchtbar ist», im edlen zitronengelben Kostüm stand sie da und sprach dann doch überraschend über die Malocher, die sich nach Schutz sehnten, nach einer Heimat.

Die vollen Hörsäle an den Unis, führte sie aus, die seien ja ganz schön, aber wenn die abgehängten Malocher von der Linken zur AfD wechselten, dann müsse das zu denken geben, und rief: «Wir müssen denen mit Respekt begegnen, und das nicht von oben herab.» Und setzte noch eins drauf, deutlich mit Blick auf die Merkel-Regierung: Internationale Verträge würden nicht erst seit Trump gebrochen. Hammer.

Allerdings begegneten die Delegierten ihrem intellektuellen Stolz dann doch mit Vorurteilen zur Person, dieser kerzengeraden Flamme am Pult, dieser linken Femme fatale der Talkshow-Runden, dieser klugen Bestsellerautorin – wer seinen Kopf so hoch hält, muss sich nicht wundern, wenn er fällt; die Delegierten fanden sie am Ende dann doch, ja was nun, ach ja: flüchtlingsfeindlich, denn das ist die ideologische Scheide in diesen Tagen.

Sie hatte tatsächlich Einwände gegen die linke Forderung vorgebracht, alle Bedürftigen und Mühseligen und Elenden dieser Erde

unterschiedslos ins Land zu lassen, als sie davon redete, dass es ja ohnehin nur die Stärksten schafften, dass Hilfe vor Ort nötig sei und dass es eine Alternative geben müsse zu einer Situation, in der die Fähigsten das Land verlassen, aus dem sie kommen.

Veloziferische Zuspitzungen

Lauter kluge Gedanken, die allerdings genau so auch in der AfD gedacht werden, inklusive der Gewissheit, dass nur die Nation als politische Einheit Schutz verspricht vor den Verwirbelungen und veloziferischen Zuspitzungen des globalen Finanzkapitals, weshalb Sahra Wagenknecht nach Ende ihres Vortrags noch einmal tüchtig in die Mangel genommen wurde von der gepiercten und hennaroten Abteilung der Partei, die ja seit der Eingliederung der West-Linken durchaus die Melodie bestimmt.

«Ist eine Welt ohne Grenzen unter kapitalistischen Bedingungen tatsächlich ein erstrebenswertes Ziel?», ruft sie aus.

Eine alte leninistische Denkfigur steckt dahinter: die vom Imperialismus als notwendiger Weiterentwicklung des Kapitalismus zur aggressiven Grenzenlosigkeit. Der Imperialismus, der in der Verschmelzung von Industrie- und Bankkapital den Finanzkapitalismus kreierte, der weltweit nach Absatzmärkten sucht und nach den günstigsten Produktionsbedingungen.

Überraschend sprach sie über die Malocher, die sich nach Schutz sehnten, nach einer Heimat.

Sie zitiert Lenin nicht, dafür aber zeitgenössische Ikonen der Linken: Bernie Sanders und den britischen Labour-Führer Jeremy Corbyn. Beide halten dafür, dass Grenzenlosigkeit lediglich den Milliardären gelegen kommt oder urbanen Vielfliegern, doch nicht dem Billiglohn-Malocher.

Das wäre eine zutiefst marxistische Begründung ausgerechnet für die AfD-Aversion gegen offene Grenzen.

Allerdings sind die Delegierten kaum auf diese Logik gefasst. Auf den Imperialismus in der Gestalt der Globalisierung. Auf den Skandal, in Bangladesch T-Shirts zu Hungerlöhnen säumen zu lassen, die dann in Kik- oder anderen westlichen Billigläden zu Schleuderprei-

Fundamentalkritik: Politikerin Wagenknecht.

sen verkauft werden können an die Transferempfänger auch in der Linken.

Wagenknecht zitierte in ihrer Rede Umfragen, nach denen die Mehrheit der Menschen im Land nicht mehr glaubt, dass es die Politik ist, die ihre Geschicke bestimmt, sondern die Wirtschaft.

Doch die Basis war mit den Gedanken woanders. Sie solle ihre politische Orientierung doch mal, bitte schön, nicht in Talkshows darlegen, sondern hier. «Du zerlegst diese Partei», rief eine Delegierte. «Was sind denn für dich Flüchtlinge? Redest du etwa von Wirtschaftsflüchtlings?» Heisses Eisen!

Ein anderer verlangte Rechenschaft dort, wo sie Unschärfen gelassen hatte. Die sollen jetzt beseitigt werden. «Sahra, du hast im letzten Jahr einen Zusammenhang zwischen Flüchtlingen und Terrorismus gesehen? Bist du immer noch dieser Meinung?»

Aufrecht bei allen Anfeindungen

Sie überlebt diese Inquisition aus dem Parkett, keine Frage, sie steht aufrecht, und ein paar Wochen später denkt sie in der Welt in einem Essay noch einmal über eine Sammlungsbewegung nach, eine «zur Wiedergewinnung der Demokratie». Fundamentalkritik am System!



«Die liberale Demokratie befindet sich in einer tiefen Krise [...] Auch in Deutschland taumeln die ehemaligen Volksparteien von einer Wahlniederlage zur nächsten und erreichen gemeinsam gerade noch ein gutes Drittel aller Wahlberechtigten.»

Gerade aus diesem Grunde rechnet sie sich für ihre Bewegung Chancen aus. Mit dabei selbstverständlich ihr Ehemann, der einstige SPD-Finanzminister und Linke-Chef Oskar Lafontaine, die ehemalige Grünen-Parteichefin Antje Vollmer sowie ein Dramaturg des Berliner Ensembles und Prominente wie Peter Brandt, Sohn der SPD-Kanzlerlegende Willy Brandt.

Wer wollte Wagenknechts linker Arithmetik widersprechen ausser den Sozialdemokraten und den Grünen, die es sich bequem eingerichtet haben?

Ganz sicher nicht diejenigen, die gegen die Merkel-Regierung und ihre Reste auf die Strasse gehen oder auf Bierkästen steigen und Reden schwingen. Wagenknecht: «Es ist die Enttäuschung, Verärgerung, ja aufgestaute Wut erheblicher Teile der Bevölkerung über politische Entscheidungsträger, die seit vielen Jahren nicht mehr für sich in Anspruch nehmen können, im Auftrag oder auch nur im Interesse der Mehrheit zu handeln.»

Ich muss gestehen, dass ich eine Schwäche für Sahra Wagenknecht habe, nicht erst, seit ich sie vor einigen Jahren in ihrem Büro besuchte und sie mit einem Strauss Rosen zu ihrer Hochzeit mit Oskar Lafontaine sichtbar beglückte. Die Rosen: weissgelb. Die Vatikanfarben. Sie lächelte darüber, sie ist ein Fan von Papst Franziskus.

Unser Zusammentreffen fand in der letzten Legislaturperiode statt. Sahra Wagenknecht war herzlich und kultiviert, ihr Büro sah unbewohnt aus, und ich glaubte den Traum von einem ganz anderen Leben in ihr zu erkennen, aber der schien sich schnell aufgelöst zu haben. Sahra Wagenknecht als politische Rentnerin? Als Ehefrau eines pensionierten einstigen Volkstribuns?

Ein naiver Gedanke. Diese Frau ist selbstverständlich ein *political animal*, sie stand ihr Leben lang in politischen Stürmen bewundernswert aufrecht bei allen Anfeindungen, die es ja durchaus geben konnte angesichts dieser Biografie, die noch bis in die letzten Stunden der stalinistischen DDR die Treue hielt, eine hochintelligente, systemtreue Frau, dabei eine, die Goethes «Faust» auswendig kannte, beide Teile.

Womöglich hat sie schon damals gemeinsam mit ihrem Ehemann, dem Strategen Lafontaine, an diesem ganz anderen Plan

gearbeitet, der mit den Erfolgen der Rechtspopulisten in den Nachbarländern allmählich Gestalt annahm, besonders mit dem Erfolg der «Liste Kurz» in Österreich – warum nicht eine ähnliche Sammlungsbewegung bei der Linken mit populärem Gesicht, also eine «Liste Wagenknecht»?

In ihrem *Welt*-Essay schrieb sie von den «liberalen und grünen» Systemparteien, von denen nichts zu erwarten sei für die klassische Klientel, die Ausgebeuteten und Niedriglohnjobber, die rechts wählen, für die also, die Sigmar Gabriel als «Pack» bezeichnet oder Hillary Clinton als «basket of deplorables», sie schrieb von der «glitzernden Hülle linksliberaler Werte», vom «Image von Modernität, ja moralischer Integrität», alles ein «Wohlfühl-Label, um die rüde Umverteilung von unten nach oben zu kaschieren».

Auch solche Sätze stehen da, die jedem genderbegeisterten Langzeitstudenten das Blut in Wallung bringen müssen, «es widerspricht sich ja nicht, Ehe für alle und sozialer Aufstieg für wenige», all diese Kulturkriege bringen denen, die ganz unten sind, nichts. *Nada*. Womit sie so was von recht hat.

Abschied vom obsoleten Sozialismus

Sie ist kulturkonservativ, die Goethe-Leserin. Vom obsoleten Sozialismus als strategischem Endziel hat sie sich offenbar verabschiedet, in ihrem Bücherregal stand ihr Bestseller «Freiheit statt Kapitalismus» und Ludwig Erhards «Wohlstand für alle», ja, sie propagiert die soziale Marktwirtschaft – und den Schutz vor der Globalisierung durch die Nation.

Und sie weiss zu überzeugen. Auf einem Katholikentag stand ich einst mit ihr zu einer Talkshow zusammen – sie hat den Saal gerockt. So, wie sie es formulierte, lief es darauf hinaus, dass Jesus eigentlich das Programm der Linkspartei verkünden wollte und nur aus Zeitgründen die Bergpredigt hielt. Sie räumte ab unter den progressiven Katholiken, von denen nicht wenige nach Mitgliederformularen fragten.

Eine linkspopulistische Sammlungsbewegung «Wagenknecht»? Sie kann Populismus und ist klug und könnte den «Rechtspopulisten» durchaus Konkurrenz machen. Allerdings käme es in Zukunft darauf an, die eigenen linken Parteigenossen zu gewinnen und selbstverständlich demoralisierte Sozialdemokraten sowie linke Grüne, die allerdings gerade einen Höhenrausch erleben und kaum übertrittswillig sind.

Die deutschen Verhältnisse sind dann doch andere als die in Österreich oder in Frankreich, wo die Etablierten derartig abgewirtschaftet haben, dass ein Macron mit der Bewegung «La République en marche!» den Durchmarsch schaffte.

Doch wer weiss, was die Zukunft bringt, denn eines ist sicher: Die politischen Landschaften in Europa sind in Bewegung geraten!

Personenkontrolle

Candinas, Bischof, Rechsteiner, Keller-Sutter, Strahm, Schneider-Ammann, Cassis, Leuthard, Parmelin, Gysi, Wermuth, Funicello, Deville, Blum, Trump, Wyden Guelpa, Jenny, Danuser von Platen, Grillo, Asprion, Giacobbo, Bachelet, Guterres

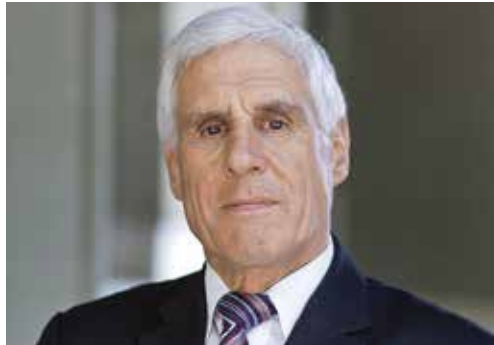
Martin Candinas, Katholik, wird Zeuge einer wundersamen Wiederauferstehung. Nachdem der Nationalrat vor zwei Jahren Candinas parlamentarische Initiative für einen zweiwöchigen Vaterschaftsurlaub mit 97 zu 90 Stimmen abgelehnt hatte, wurde dieser planwirtschaftliche Traum in der sozialpolitischen Kommission des Ständerats wiedergeboren – als Gegenvorschlag zur Volksinitiative für den Vaterschaftsurlaub. Der Entscheid, den Gegenvorschlag zu lancieren, fiel mit 8 zu 5 Stimmen. Nach Informationen der *Weltwoche* verliefen die Fronten exakt zwischen den siegreichen Parteien CVP und SP, darunter **Pirmin Bischof** und **Paul Rechsteiner**, und den Verlierern von FDP und SVP, darunter **Karin Keller-Sutter**. Womit einmal mehr bewiesen wäre, dass der von der CVP dominierte Ständerat im Zweifel nach links tendiert. (*fsc*)

Rudolf Strahm, Mahnfinger der Nation, greift in den Streit um die flankierenden Massnahmen (FlaM) ein. Der frühere SP-Nationalrat und Preisüberwacher schrieb in einer Kolumne des *Tages-Anzeigers* über das ominöse Papier, das die Gespräche zu den FlaM zwischen Gewerkschaftern und Wirtschaftsminister **Johann Schneider-Ammann** (FDP) platzen liess: Dieses sei von der zweiten Garnitur der Departemente von Schneider-Ammann und Aussenminister **Ignazio Cassis** (FDP) verfasst worden. Er selber habe seinerzeit im Volkswirtschaftsdepartement erlebt, wie Chefbeamte mit ihren Papieren dem Bundesrat bestimmte Formulierungen und Aussagen unterjubeln wollten. Er muss es wissen: Immerhin hat Strahm es als Preisüberwacher geschafft, der damaligen Wirtschaftsministerin **Doris Leuthard** (CVP) die «Hochpreisinsel Schweiz» auf die Lippen zu zaubern. (*hmo*)

Guy Parmelin, Aviatik-Fan, hat von der Trockenheit Wind bekommen. Auch er spürt offenbar den Hitzesommer. Möglichen Waldbränden möchte er mit «Löschflugzeugen» entgegenwirken, wie er der *NZZ am Sonntag* erklärte. Sein hypothetisches Verdikt dazu: «sinnvolle Investition». Mag sein. Aber Flugzeuge? Da war doch etwas: 2014 erlitt der Gripen eine veritable Bruchlandung aufgrund der Volksbe-



Im Zweifel links: CVP-Nationalrat Candinas.



Aus Erfahrung klug: Ökonom Strahm.



DDR-Nostalgie: Chiles Ex-Präsidentin Bachelet.

fragung. Eine erneute Kampfjet-Beschaffung ist zwar geplant, aber nicht unter Dach und Fach. Tatsache bleibt, dass ab 2030 sowohl die F/A-18-Flotte als auch die Tiger-F-5-Flugzeuge ausgeflogen haben. Will die Schweiz weiterhin an der bewaffneten Neutralität festhalten, muss eine aviatische Lösung her. Daher: Ein zweifacher Looping auf die Flugzeuge! (*zr*)

Gregor Gysi, Spielverderber, lässt die SP Schweiz alt aussehen. Bei einer linken Gedenkfeier zum Schweizer Generalstreik vor hundert Jahren im Aargau sprach sich der freche Gast aus Deutschland gegen einen EU-Beitritt der Schweiz aus: Er sei dafür, «dass irgendwann alle Länder in der EU sind – ausser die Schweiz». Eine Ausnahme müsse es schliesslich immer geben. Ob sich die Schweizer Parteiprominenz, darunter **Cédric Wermuth** und **Tamara Funicello**, in dem Moment daran erinnerte, dass ihr Parteiprogramm bis heute den EU-Beitritt der Schweiz fordert? Man weiss es nicht. Auf dem Erinnerungsfoto lächeln sie auf jeden Fall selig an der Seite des Sozialisten aus Deutschland. (*fsc*)



Sozialpolitische Wunderwerk: Wyden Guelpa.



Komiker im Wahlkampf: Giacobbo (l.), Jenny.

Dominic Deville, gelernter Kindergärtner, kommt um eine Rüge herum. Der SRF-Haus-satiriker hatte im Rahmen eines «Deville Late Night Kinder Special» wenig Anstalten gemacht, jugendfreie Scherze zu platzieren. Ombudsman **Roger Blum** lehnte nun eine Beanstandung aus dem Publikum ab. Die in der Sendung abgefeuerten Pfeilbogenschüsse auf US-Präsident **Donald Trump**, der auch «die Eltern beschäftigt und bedrückt», sei keine Verherrlichung der Gewalt, so Blum. Als «durchgehend witzig und originell» wertete Blum die Sendung, samt der Darstellung von Sozialdetektiven als «Arschgesichter», die **Adolf Hitler** ähneln. (*gut*)

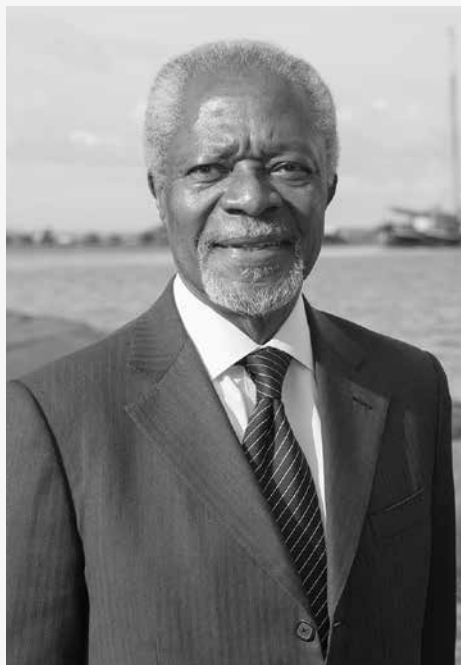
Anja Wyden Guelpa, Visionärin, tritt für eine 38-wöchige bezahlte Elternzeit ein. Wyden Guelpa präsidiert die eidgenössische ausserparlamentarische Kommission für Familienfragen. Diese hat vor wenigen Tagen eine von ihr in Auftrag gegebene Studie vorgelegt, gemäss der die mehrmonatige Elternzeit nur Positives bringt, für Familien, Gesellschaft und Wirtschaft. Väter würden häuslicher, Frauen gleich-

gestellter, der Fachkräftemangel hätte ein Ende. Auch finanziere sich das sozialpolitische Wunderwerk, dessen Kosten auf 1 bis 1,5 Milliarden Franken jährlich geschätzt werden, durch die höhere Erwerbsquote der Frauen quasi von allein, sagt das Familiengremium. Die Vermutung liegt nahe, dass Wyden Guelpas Kommission mit ihrer visionären Empfehlung die laufenden Parlamentsdebatten zur Vaterschaftsurlaubs-Initiative zu beeinflussen versucht. Für viele dürfte sie damit allerdings ein Argument mehr liefern, warum man die Zahl der ausserparlamentarischen Kommissionen drastisch reduzieren sollte. (fon)

Christian Jott Jenny, Quereinsteiger, will Gemeindepräsident von St. Moritz werden. Seinen Wohnsitz hat der parteilose, politisch unerfahrene Opernsänger und erfolgreiche Impresario des St. Moritzer Festival da Jazz erst seit kurzem im Engadin. Der ehemalige Kurdirektor **Hans Peter Danuser von Platen** ist begeistert und vergleicht den Kampfkandidaten schon mit **Beppe Grillo**. Am 23. September fordert Jenny Amtsinhaber **Sigi Aspriorn** heraus. Dieser wurde im Jahr 2010 als parteiloser Polit-Neuling mit Wurzeln fernab des Engadins gewählt. Ob es die St. Moritzer diesmal tatsächlich mit Operntenor Jenny versuchen? Gemäss Wahlwerbung will der Newcomer St. Moritz von seinem Markenkern «des elitären Nobelortes» wegführen. Mit dem *Blick* realisierte er ein Online-Video mit launigen bis despektierlichen Bemerkungen über St. Moritz. Und einer Zürcher Zeitung diktierte Jenny vor einem Jahr ins Notizbuch, der Ort sei «touristisch am Arsch», das «können Sie genau so schreiben». Im scharfen Kontrast dazu will Kandidat Jenny momentan vor allem «zuhören». Als Kronzeuge für sein Motto «Make Bescheidenheit great again!» steht Komiker **Viktor Giacobbo** auf Instagram Pate – gut möglich, dass die Einmischung aus Winterthur den meisten St. Moritzern dann doch ein bisschen zu unbescheiden vorkommt. (fsc)

Michelle Bachelet, Diktatorenfreundin, sorgt für Kontinuität bei den Vereinten Nationen. Uno-Generalsekretär **António Guterres** hat die ehemalige chilenische Staatschefin zur Hochkommissarin für Menschenrechte berufen. In jungen Jahren politische Asylantin in der DDR, betont Sozialistin Bachelet gerne ihre «guten Erinnerungen» an das **Honecker-Regime**. Im Jahr 2016 besuchte sie den kubanischen Diktator **Fidel Castro** und lobte ihn als «Vorkämpfer für die Würde und soziale Gerechtigkeit in Lateinamerika». Als Hüterin der Menschenrechte ist Bachelet in etwa so glaubwürdig wie der Uno-Menschenrechtsrat in Genf, dem Länder wie Katar, Pakistan, Afghanistan, die Demokratische Republik Kongo und Angola angehören. (fsc)

Nachruf



Pakt für eine bessere Welt: Uno-Idol Annan.

Kofi Annan (1938–2018) — Er war anders, besser, anständig und gerecht. Charismatisch. Ein langjähriger Diplomat vom Scheitel bis zur Sohle: der Prototyp eines souveränen Weltbürgers. Er starb am vergangenen Samstag in Bern. Wir alle sind traurig.

Kofi Annan suchte das Gute im Menschen und fand es nicht immer. Er litt an Enttäuschungen, unter oberflächlicher und ungerichteter Kritik. Doch nie verlor er seine Contenance, seine Sensibilität und Würde. Er wollte eine bessere, friedlichere Welt. Er fand sie nicht. Man gab sie ihm nicht, weil man ihm nicht folgte: Im Irak wollte George

W. Bush nicht, in Syrien folgte ihm Baschar al-Assad nicht. Kofi litt, weil man ihm auf dem Weg zu Einvernehmen und Frieden nicht folgte.

Kofi Annan war sechs Jahre lang mein Chef. In seinem Auftrag durfte ich die Resolution «Sport im Dienste von Entwicklung und Frieden» in die Uno-Generalversammlung tragen und durchbringen, das internationale Jahr des Sports – 2005 – zusammen mit ihm und Roger Federer ausrufen und durchführen. In diesem Kontext entstanden Hunderte von Projekten in Afrika, Asien und Südamerika für die Jugend in den ärmsten Ländern der Welt. Dies in Zusammenarbeit mit Uno-Unterorganisationen und NGOs. Spiel, Spass, Freude, Mut, Leistungswille, Korrektheit, Fairness, Zähigkeit, Durchhaltewille, Kameradschaft: Diese Werte den Jugendlichen zu vermitteln – das war mein Auftrag.

Schon 1999 hat Kofi Annan den United Nations Global Compact, den weltweiten Pakt zwischen den Vereinten Nationen und den Unternehmen, ausgerufen, um die Globalisierung sozialer und ökologischer zu gestalten. Das ist ein Pakt für eine bessere und friedlichere Welt. Dazu brauchen wir heute Frauen und Männer aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Religionen, und wir brauchen vor allem die Jugend: die Leader von morgen.

Mit Generalsekretär Kofi Annan wurde die Uno gehört und verstanden. Für uns alle war er eine grosse Hoffnung. Sie wird bleiben, über seinen Tod hinaus.

Dölf Ogi, alt Bundesrat

«Lebensfreude ist keine Altersfrage.»

Hans-Jakob Stahel
Leiter Unternehmenskunden
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben

Warum Männer zuschlagen

Von Katharina Fontana — Männer neigen deutlich stärker zu Gewalt als Frauen. Ist das angeboren? Oder liegt es an der Sozialisierung? Und lassen sich schlagende Männer therapieren?

Zwei Wochen ist es her, dass fünf Frauen vor einem Genfer Nachtclub von einer Gruppe Männer verprügelt wurden und mit teils schweren Kopfverletzungen hospitalisiert werden mussten. Seit dem erschreckenden Vorfall wird breit darüber diskutiert, wie man Frauen vor Männergewalt schützen kann. Die Forderungen reichen von einer besseren Beleuchtung öffentlicher Orte über verstärkte Videoüberwachung und schärfere Strafen bis hin zu Sensibilisierungskampagnen und mehr Frauenhäusern. In der Hitze der Frau-Mann-Debatte gehen mitunter die Emotionen durch – so, wenn Aktivistinnen zum Kampfbegriff der «toxischen Männlichkeit» greifen und das andere Geschlecht pauschal als eigentliches Gesellschaftsproblem darstellen. Solche Übertreibungen, die nah beim Männerhass sind, dienen der Sache sicher nicht. Gleichzeitig muss man aber sehen: Was die Gewalt angeht, sind die Rollen zwischen Mann und Frau klar verteilt. Lange nicht alle Männer werden gewalttätig, doch wenn jemand zuschlägt, ist es fast immer ein Mann.

Kriminologisches Gesetz

Dazu ein paar Zahlen aus der Urteilsstatistik 2017: In der Schweiz wurden letztes Jahr 16 Urteile wegen Mordes verhängt, alle Verurteilten waren Männer. Bei den vorsätzlichen Tötungen gab es 74 erwachsene Verurteilte – 64 Männer, 10 Frauen. Schwere Körperverletzung: 255 Verurteilte – 243 Männer, 12 Frauen. Einfache Körperverletzung: 2824 Verurteilte, 2517 Männer, 307 Frauen. Raub: 569 Verurteilte – 542 Männer, 27 Frauen. Sexuelle Nötigung: 200 Verurteilte – 198 Männer, 2 Frauen. Ausländer sind bei den Gewalt- und Sexualdelikten klar übervertreten.

In anderen Ländern sieht das Verhältnis ähnlich aus. Überall, in allen Gesellschaften und Kulturen, neigen Männer markant stärker zu Gewalt als Frauen. Dass Gewalt männlich ist, gilt deshalb als ehernes kriminologisches Gesetz. Nun mag man einwenden, dass Frauen nur deshalb weniger zuschlagen, verletzen oder töten, weil sie wissen, dass sie den Männern körperlich unterlegen sind und keine Chance haben, bei einer tätlichen Auseinandersetzung zu dominieren. Dem steht allerdings entgegen, dass Frauen auch deutlich seltener zu Schusswaffen greifen als Männer, obschon die Muskelkraft dort keine wesentliche Rolle spielt. Frauen könnten ihre Opfer auch im Schlaf angreifen oder Gift ein-



Grüsse aus der Steinzeit.

setzen. Das tun sie aber nicht. Sondern sie leben ihre Wut anders aus, durch Schimpfen oder Beleidigen. Und das führt beim Gegner nicht zu einem Schädelbruch.

Warum Männer gewalttätiger sind als Frauen, diese Frage bewegt Biologen, Mediziner, Kriminologen und Sozialwissenschaftler seit Jahrzehnten. Eine schlüssige wissenschaftliche Erklärung existiert bis heute nicht. Die einen folgen einer biologischen Hypothese, laut der es genetische Faktoren sind, die den Mann seit Beginn der Evolution prägen. Schon in der frühen Menschheitsgeschichte galten Männer als besonders attraktiv, wenn sie erfolgreiche

Häftlinge mit viel Testosteron im Blut geraten öfter mit anderen Insassen in Konflikt.

Kämpfer und Jäger waren und ihre Sippe verteidigen konnten; dann stiegen ihre Chancen auf Fortpflanzung und Nachkommen. Daraus können im Laufe der Zeit genetische Prägungen entstanden sein, die bis heute fortwirken. Häufig wird auch auf das Sexualhormon Testosteron verwiesen, das Männer zu aggressiven Machos werden lasse. Studien deuten darauf hin, dass Häftlinge mit viel Testosteron im Blut öfter mit anderen Insassen in Konflikt geraten. Auch Hamster, so wurde in Tierstudien nachgewiesen, sind bei erhöhtem Testosteronspiegel eher bereit, einen fremden Artgenossen in ihrem Käfig zu attackieren. Es gibt indes auch Untersuchungen, laut denen Testosteron Menschen sozialer macht. Inwieweit das Sexualhormon und Gewalt also effektiv zusammenhängen, ist umstritten.

Keine Altersfrage

Für die Anhänger eines soziologischen Erklärungsmusters ist das Sozialverhalten der Männer denn auch komplexer und lässt sich nicht einfach mit der Steinzeit-Vergangenheit des Menschen oder dem Hormonstatus erklären. Nach diesem Ansatz wird das gewalttätige Verhalten einem Mann nicht in die Wiege gelegt, sondern er eignet es sich an. Der Grund wird in der geschlechtsspezifischen Erziehung gesehen, bei der Knaben lernen, dass sie sich stark geben müssen und dass der Stärkere stets gewinnt. Beispiele dafür werden zuhauf genannt: etwa wenn Eltern dem kleinen Sohn, der morgens nicht in den Kindergarten gehen will, weniger Verständnis und Mitgefühl zeigen als der Tochter, die zum Trost in den Arm genommen wird.

Wie viel biologisches Erbe in der Männergewalt stecke und wie viel angelernt sei, «dazu gibt es keine definitive Antwort», sagt die

Rechtspsychologin Monika Egli-Alge. Sie leitet das private forensische Institut Forio, das unter anderem Therapien für Gewalttäter anbietet. Klar ist laut Egli-Alge, «dass Mädchen andere Methoden als Knaben entwickeln, um sich durchzusetzen». Und sie scheinen auch weniger durch die eigene Kindheit konditioniert zu sein. Während bei Männern ein problematisches Elternhaus häufig als Grund für die eigene Gewalttätigkeit angeführt wird, ist das bei Frauen weniger oft der Fall. «Frauen haben sich tendenziell besser im Griff. Warum das so ist, weiss man nicht», meint die Rechtspsychologin.

Definitiv nicht im Griff haben sich die Männer, die sich bei Thomas Jost melden. Der Sozialpädagoge arbeitet bei der Luzerner Gewaltberatungsstelle Agredis. Mehr als tausend gewalttätige Männer hat Jost schon beraten, darunter solche, die im öffentlichen Raum ausgerastet sind. Auf die Prügelattacke in Genf angesprochen, meint Jost, dass diese in ihrer Brutalität vielleicht einzigartig sei. Doch es sei offensichtlich, dass Männer im Ausgang gegenüber Frauen heute schneller handgreiflich würden. «Viele tun sich schwer damit, von einer Frau eine Absage zu kassieren und als Verlierer dazustehen.» Sich zu behaupten, das gelte heute alles – nach dem Motto: «Egal, welche Folgen das hat, Hauptsache, ich habe es der Frau gezeigt.»

Der grosse Teil der Männer, die zu Jost kommen, hat die eigene Partnerin geschlagen. «Die Gewalt beginnt meist schleichend. Der Mann fängt an, die Frau zu beleidigen und sie zu demütigen.» Die Sprache werde immer gröber, es komme zu Drohungen und zu Einschüchterungen. «Der Mann macht beispielsweise Andeutungen, dass er jetzt auf den Estrich gehe und die Waffe runterhole. Oder er

legt ein Samurai-Schwert neben das Sofa», erzählt Jost. Irgendwann komme es zu Schlägen oder zu Schlimmerem.

Den typischen gewalttätigen Mann gebe es nicht, sagen Monika Egli-Alge und Thomas Jost übereinstimmend. «Etwas mehr als die Hälfte unserer Klienten sind Schweizer, der Rest stammt aus dem Ausland: aus Italien, vom Balkan, aber auch aus Deutschland oder den Niederlanden», erzählt der Gewaltberater

aus Luzern. Der kulturelle Hintergrund, die Herkunft seien nur ein Aspekt unter vielen, ebenso die soziale Zugehörigkeit. Neben Männern aus der eigentlichen Unterschicht hat es Jost mit Arbeitern zu tun, aber auch mit Leuten, die es beruflich weit gebracht haben.

«Erst vor kurzem war ein Psychiater hier, der Hilfe benötigte.» Gewalt scheint auch keine Altersfrage zu sein. «Vom Fünfjährigen bis zum Achtzigjährigen sind alle Generationen vertreten.» Dass es im fortgeschrittenen Alter noch zu Handgreiflichkeiten kommt, dass der eine Partner den anderen bedroht oder schlägt, sei häufiger, als man meine. «Gewalt unter Pensionierten ist ein grosses Tabu.»

Hohe Rückfallquote

Männer, die gegenüber der Frau tötlich werden, seien regelmässig sehr impulsive Menschen, sagt die Rechtspsychologin Egli-Alge. «Wenn dann noch Alkohol oder andere Drogen im Spiel sind und das Paar im Konflikt lebt, ist das Risiko sehr hoch, dass zugeschlagen wird.» Die Vorstellung, dass gewalttätige Männer eigentliche Frauenfeinde seien, treffe nicht generell zu. Nur ein kleiner Teil der Männer, die sie therapiere, gehöre in diese Kategorie und stelle sich auf den Standpunkt: «Die hat es nicht besser verdient.»

Die meisten Männer, mit denen sie zu tun hat, «haben nicht unbedingt ein negatives Frauenbild». Viele würden sich zutiefst schämen, der Partnerin nach der Gewalttat Geschenke kaufen, «eine richtige Honeymoon-Phase durchleben» – bis die Probleme von neuem anfangen.

Sitzt Thomas Jost einem gewalttätigen Mann gegenüber, so hört er ihm genau zu, wie dieser das Geschehen aus seiner Sicht

Es treffe nicht generell zu, dass gewalttätige Männer eigentliche Frauenfeinde seien.

schildert. Ziel der Treffen ist es, dass der Mann versteht, wie er selber tickt. «Nur dann kann er auch Ratschläge von uns umsetzen – etwa dass er bei einem Streit seiner Frau einmal ernsthaft zuhört und nicht immer selber das Wort führt.» Inwieweit die Treffen und Therapien erfolgreich sind und sich die Täter bessern, ist schwierig zu beurteilen. «Häufig melden sich die Männer zu einem späteren Zeitpunkt wieder, um erneuten Ausrastern vorzubeugen. Das werten wir als Erfolg», sagt Jost. Zurückhaltend äussert sich Monika Egli-Alge. Das Risiko, dass ein Mann zuschlage, nehme durch die Therapie zwar ab, doch die Rückfallquote bei häuslicher Gewalt sei hoch – namentlich dann, wenn das Paar zusammenbleibe und es ihm nicht gelinge, die Konflikte dauerhaft zu lösen. «Meist braucht es rund fünf Polizeieinsätze, bis eine Frau aus einer solchen Beziehung ausbricht und ihren Mann verlässt.»



Sozialpädagoge Jost.



Psychologin Egli-Alge.

Renaissance des Mobs

Von Alex Baur — Die Gewaltexzesse von Zürich und Genf rücken eine neue Dimension des Verbrechens in den Fokus, die sich allerdings schon lange abzeichnet. Die Zuwanderung spielt eine untergeordnete Rolle, der Kern des Problems ist hausgemacht.

Ein lauer Samstagabend beim Zürcher Bellevue, die Stadt präsentiert sich in ihrer stolzen Postkarten-Pracht. Doch die Idylle trägt. Gegen 23 Uhr kommt es an der Seepromenade zu einem Streit zwischen zwei Gruppen. Ein Syrer und ein Libyer werden durch Messerstiche leicht verletzt, ein achtzehnjähriger Staatenloser erleidet lebensgefährliche Stichwunden. Jemand alarmiert die Polizei und die Sanität. Doch damit geht der Tumult erst richtig los. Ein wütender Mob versperrt dem Notarzt und der Ambulanz, die von zwei Patrouillen der Stadtpolizei eskortiert werden, den Zugang zu den Verletzten. Es fliegen Flaschen und Steine.

Während sich die Sanitäter in der Ambulanz verschanzen, fordern die Polizisten Verstärkung an. Vierzehn Patrouillenfahrzeuge und ein Wasserwerfer sind am Ende nötig, um die Meute in Schach zu halten, die gemäss Polizeiangaben auf gegen 300 Randalierer anschwillt. Offenbar handelt es sich dabei zum Teil um Hooligans des FC Zürich. Sie sind um 21 Uhr von einem Auswärtsspiel am Hauptbahnhof eingetroffen und lassen den Abend am See ausklingen. Gut möglich, dass die Schläger nichts von der Messerstecherei wussten. Die Präsenz von Blaulichtern war für sie Anlass genug, einfach mal blind draufloszuschlagen.

Volle Flaschen, gezielt auf Kopfhöhe

Die Strassenschlacht, die am vergangenen Wochenende die Flaniermeile beim Seebecken und den Verkehrsknoten beim Bellevue zwei Stunden lang blockierte, war kein isoliertes Ereignis. Bereits in der Nacht auf den 13. Mai wurde eine Zweierpatrouille der Stadtpolizei fast am gleichen Ort von einem randalierenden Mob angegriffen. Die Krawallanten wollten Personenkontrollen verhindern. Nur eine Woche später, am 18. Mai, kam es zur nächsten Attacke an der Seepromenade. Eine Patrouille war eingeschritten, weil ein Kosovare ein Glas auf ein fahrendes Auto geworfen und dabei die Frontscheibe beschädigt hatte.

Bei allen drei Vorfällen an der Seepromenade waren die Polizisten angetreten, um für Recht und Ordnung zu sorgen. Doch am Ende mussten sie sich vor allem selber verteidigen. Dass keiner der Polizisten schwerere Blessuren erlitt – gemäss Polizeisprecher Marco Cortesi flogen die Steine und teilweise volle Flaschen gezielt auf Kopfhöhe –, grenzt an ein Wunder. Ausser einem achtzehnjährigen Afghanen, der

am letzten Samstag gefasst werden konnte, entkamen die Krawallanten ungestraft.

Kaum hatte sich der Krawall beim Bellevue am letzten Wochenende beruhigt, erfolgte der nächste nächtliche Einsatz, einige hundert Meter flussabwärts, am Limmatquai. Wieder eine Messerstecherei. Hier konnten vier Männer im Alter zwischen achtzehn und 22 Jahren, Herkunft unbekannt, gestellt werden. Ein Polizist erlitt beim Einsatz

eine Hirnerschütterung. Weniger Glück hatte ein Polizist, der am 9. Mai im Zürcher Industriequartier Sprayer in flagranti erwischt. Bevor sie flohen, warfen die Täter den Uniformierten zu Boden und traktierten ihn mit Fusstritten. Er musste mit Kopfverletzungen hospitalisiert werden.

Angriffe auf Polizisten gehören in Zürich längst zur Tagesordnung. Am 14. Februar konnte sich ein ziviler Fahnder der Stadtpolizei im Niederdorf mit letzter Not vor randalierenden Hooligans retten, indem er seine Dienstwaffe zückte. Sein Kollege hatte sich mit einem Sprung von einer vier Meter hohen Mauer vor dem Mob in Sicherheit gebracht. Nach dem WM-Spiel gegen Serbien vom letzten Juni flogen im Langstrassenviertel Stühle und Steine gegen Polizeiautos. Die Liste der Angriffe liesse sich beliebig fortsetzen. Und das nicht nur in Zürich. Ähnliche Vorfälle werden seit geraumer Zeit auch aus Bern, Lausanne und Basel gemeldet oder jüngst aus Genf.

«Muss zuerst ein Polizist sterben, bevor wir die Samthandschuhe endlich weglegen», warnte Johanna Bundi Ryser, Präsidentin des Schweizer Polizeibeamtenverbandes, nach

Polizeivorsteherin Rykart wehrte sich gegen diesen «Eingriff in die Privatsphäre» der Gewalttäter.

Ausschreitungen im Umfeld eines Fussballspiels in Rapperswil-Jona vom letzten Mai. Tatsächlich ist das Phänomen schon lange bekannt. Politiker aus allen Lagern beklagen sich wortreich. Doch Remedur geschaffen wird nirgendwo.

Seit 2016 werkelt in der Stadt Zürich die Arbeitsgruppe Pius (Polizeiarbeit in urbanen Spannungsfeldern) an einem Präventionsprogramm. Pius sieht unter anderem den Einsatz von sogenannten Bodycams vor, welche die Überführung von Gewalttätern erleichtern

und im Ausland längst zum Standard gehören. Linke Politiker – unter ihnen auch die neue Zürcher Polizeivorsteherin Karin Rykart (Grüne) – wehren sich mit Händen und Füssen gegen diesen «Eingriff in die Privatsphäre»



Kaum Konsequenzen: gewaltbereite Masse in Bern.

der Gewalttäter, die sich nicht selten aus ihrer Wählerschaft rekrutieren.

Unter dem Eindruck der Eskalation hat Rykart ihre Meinung geändert. Sie will dem Stadtrat nun eine Vorlage unterbreiten, die den streng begrenzten Einsatz von Bodycams und anderen mobilen Kameras in gewissen Situationen erlaubt. Wie viel von der Massnahme übrigbleibt, wenn dereinst auch noch der Gemeinderat daran herumgefeilt hat, ist nicht absehbar. Bis es so weit ist – oder auch nicht –, darf jeder dahergelaufene Passant mit seinem Handy Polizisten beim Einsatz filmen. Nur die Ordnungshüter selber dürfen keine Videoevidenz sicherstellen.

Das groteske Geplänkel um die Kameraeinsätze zeigt: Die Angriffe gegen die Polizei sind kein Naturphänomen, sondern das Resultat einer über Jahrzehnte gepflegten Nachsicht gegenüber Gewalttätern. Milde Richter,

die selten mehr als eine Warnstrafe aussprechen, tragen dafür eine Mitverantwortung. Natürlich verurteilt man die Gewalt unisono «aufs schärfste», gibt sich – um mit Rykart zu reden – «betroffen», «fassungslos», «traurig», «schockiert». Wenn es aber darum geht, die Lippenbekenntnisse in die Tat umzusetzen, überwiegen eigentümliche Hemmungen.

Die politische Bewirtschaftung der Kriminalität ist ungleich einfacher als deren Bekämpfung. Der brutale Angriff auf fünf Frauen in der Genfer Innenstadt vom 8. August ist ein Lehrstück. Feministische Aktivistinnen reagierten mit wütenden Protesten gegen

gewalttätigen anzulasten, die im vergangenen Jahr zur Anzeige gebracht wurden.

Trotzdem sind Kriminalstatistiken aufschlussreich. Insgesamt ist die Zahl der registrierten schweren Gewaltverbrechen in der Schweiz seit Jahren stabil. Während bei den vollendeten Tötungen ein leichter Rückgang zu verzeichnen ist, haben die Tötungsversuche ein wenig zugenommen. Das hat mutmasslich auch damit zu tun, dass das Messer, das in 44,5 Prozent der Fälle zum Einsatz kam, die Feuerwaffe (18,2 Prozent der Fälle) zusehends verdrängt. Stichwaffen sind als Meuchelinstrument weniger effizient. Fast gleich viele

letzten Jahren schweizweit ständig zugenommen. Im letzten Jahr wurde erstmals die Marke von 3000 Fällen überschritten. Betroffen sind neben den Polizisten namentlich Kontrolleure im öffentlichen Verkehr. Die Zunahme kann allerdings auch darauf zurückzuführen sein, dass vermehrt Anzeige erstattet wird. Eine Aufklärungsquote von über 90 Prozent weist darauf hin, dass nur Verfahren angestrengt werden, wenn die Täter identifiziert sind. Das ist bei Krawallen aber selten der Fall.

Erfahrungen aus dem Polizeialltag

Aussagekräftiger sind in diesem Bereich die Erfahrungen aus dem Polizeialltag. Der Tenor aus den Korps ist eindeutig: Die Gewaltbereitschaft gegenüber den Beamten hat im gleichen Mass zugenommen, wie der Respekt gegenüber jeglicher Autorität erodiert. «Es ist ein-

Landet mal ein Täter vor Gericht, entpuppt er sich in aller Regel als unauffälliger Normalo.

deutig eine Brutalisierung im Gange», sagt der auf Krawallkriminalität spezialisierte Zürcher Staatsanwalt Edwin Lüscher. Diese Tendenz bestätigt auch eine interne Erhebung der Stadtpolizei Zürich: Wurden im ersten Halbjahr 2017 noch 60 Angriffe auf Polizisten mit 5 verletzten Beamten registriert, waren es heuer 88 Vorfälle mit 11 Verletzten.

Es dürfte kein Zufall sein, dass die Gewalttäter vor allem in den rot-grünen Städten wüten. Der gerechte Strassenprotest samt Barrikaden und Pflastersteinen gehört zu den linken Gründersmythen. Die geballte Faust, wie sie als Symbol für den gerechten Klassenkampf an jeder 1.-Mai-Feier zelebriert wird, versinnbildlicht das ambivalente Verhältnis zum Mob. Gewalt wird von den meisten Linken heute zwar grundsätzlich abgelehnt, vor allem wenn sie von rechts kommt. Geht es um die eigene Klientel, sind die Ausschreitungen dagegen bloss ein «Fehler», allenfalls ein «kontraproduktives» Mittel für einen an sich legitimen Zweck.

Zum andern wird das Verbrechen aus linksliberaler Sicht gerne als Symptom sozialer Missstände verklärt, die es an den Wurzeln zu bekämpfen gelte. Die Gewaltorgien in Genf, Bern, Basel und Zürich entzaubern die Vorstellung des von Natur aus gutartigen, erst durch soziale Zwänge und Muster falsch gepolten Menschen brutal. Die zumeist jungen Gewalttäter sind weder arm noch ungebildet, noch sonst irgendwie unterprivilegiert. Ihre gelegentlich vorgeschobenen, meist nebulösen politischen Motive haben die Konsistenz einer Seifenblase. Landet mal ein Täter vor Gericht, entpuppt er sich in aller Regel als unauffälliger Normalo, der unter dem Schutz des Mobs einfach mal die Sau rauslässt, wenn sich gerade die Gelegenheit dazu bietet.



«männliche Gewalt». Als durchsickerte, dass es sich bei den Tätern mutmasslich um Nordafrikaner handelte, verstummte der Aufschrei. Nun witterte die Rechte Morgenluft, welche die Migration als Wurzel allen Übels sieht. Doch das eine ist so falsch wie das andere.

Es ist wohl eine Tatsache, dass neun von zehn Gewaltverbrechen von Männern begangen werden (wobei rund zwei Drittel der Opfer ebenfalls männlich sind). Statistisch erhärtet ist auch, dass in der Schweiz Afrikaner fünf- bis zehnmal häufiger delinquieren als Einheimische (wobei auch die meisten Gewaltopfer Ausländer sind). Doch eine Kriminalitätsrate von 20,7 Promille (Westafrikaner) oder 9,3 Promille (Türken) besagt wenig über die 980 beziehungsweise 991 von 1000 Westafrikanern oder Türken, die sich an die Gesetze halten. Genauso idiotisch ist es, den 4,1 Millionen männlichen Schweizern pauschal die 619 Ver-

Mörder bevorzugten brachiale Körpergewalt (16,9 Prozent) und Schlagwaffen (5,1 Prozent). Dagegen war zwischen 2009 und 2016 bei lediglich 4 von insgesamt 1768 Tötungsdelikten eine Armee-Waffe mit im Spiel. Die umstrittenste aller Waffen entpuppt sich damit als praktisch bedeutungslos.

Wer töten oder verletzen will, findet stets ein Mittel. Entscheidend für die konstant niedrige Mordrate in der Schweiz dürfte ein ganz anderer Faktor sein: Bei über 95 Prozent der Tötungsdelikte werden die Täter gefasst. Bei Krawallen ist es aber genau umgekehrt. Wer aus der Anonymität des Mobs heraus zuschlägt, muss kaum mit spürbaren Konsequenzen rechnen. Die Gewalt- und Zerstörungsgorgien in den Schweizer Städten sind eine direkte Folge dieser Straflosigkeit.

Strafanzeigen wegen «Gewalt und Drohung gegen Beamte» (Art. 285 StGB) haben in den

Funciello-Karikaturen verbieten

Von Christoph Mörgeli

Ich bin wunderschön.» Soweit die Selbsteinschätzung von Tamara Funciello, Präsidentin der Jungsozialisten. Dennoch hat sich ein Karikaturist der *Schaffhauser Nachrichten* erfreut, eine unschöne Karikatur zu zeichnen. Die zornentbrannte Tamara schreit die Sänger Lo & Leduc an, deren Sommerhit «079» sie heftig kritisiert hat: Die im Lied thematisierte Nachforschung nach der Handynummer einer jungen Frau durch einen jungen Mann sei inakzeptabel. Jetzt schwingt die Juso-Chefin in der Karikatur ihren Büstenhalter und brüllt: «Ihr seid sexistisch! Wenn eine Frau sich weigert, ihre Nummer zu geben, besteht nicht darauf!» Wesentlich freundlicher fügt sie an, wie ihre eigene Handynummer lautet und wo man(n) sie findet.

Die Reaktionen liessen nicht auf sich warten. «Fiese Funciello-Karikatur», empörte sich *20 Minuten*: «Die Jungpolitikerin ist als hexenhafte, dickliche Gestalt abgebildet, die sich den BH vom Leib gerissen hat.» Allerdings hat die rote Tamara ihren Oberkörper zuvor in der Wirklichkeit vor aller Öffentlichkeit entblösst. Um damit ein Zeichen zu setzen. Und zu demonstrieren. Wofür oder wogegen, weiss allerdings niemand mehr.

Feministin Anna Rosenwasser («Auf welches Geschlecht ich mehr stehe, ist tagesabhängig») kündigte kurzerhand die Zusammenarbeit mit den *Schaffhauser Nachrichten*. Der Frauenstammtisch Schaffhausen findet die Funciello-Karikatur «ungeheuerlich» und den «lahmsten, unoriginellsten Versuch, Frauen zum Schweigen zu bringen». Auch die SP-Frauen («beschämend und erschütternd») und Journalistin Laura Rivas («Wie tief kann ein Karikaturist sinken?») schäumen.

Eng begrenzt ist die Toleranz der linken «Toleranten», wenn es gegen sie selber geht. Da müssen sich bürgerliche Politiker seit Jahrzehnten ganz andere, weit primitivere Karikaturen gefallen lassen. Man denke etwa an Christoph Blocher oder Ueli Maurer. Da vernehmen wir kein empörtes Tönchen aus der feministischen Ecke. Man stelle sich vor, die Linken kämen an die Macht. Sie würden wohl als Erstes alle kritischen Karikaturisten zähmen. Oder einsperren. Nur Extremisten kämpfen gegen Karikaturen. Man erinnere sich an das islamistische Massaker gegen *Charlie Hebdo*. Tamara Funciello sollte sich besser an ihr Lebensmotto halten: «Ich bin wunderschön.» Und natürlich an Goethe: «Schönheit bändigt jeden Zorn.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

ILO widerlegt Seco

Von Peter Bodenmann — Die Arbeitslosenzahlen des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) sind schlicht und einfach wirklichkeitsfremd.

Die Aufhebung des Euro-Mindestkurses war die grösste wirtschaftspolitische Dummheit der letzten 25 Jahre. Die Medien haben bis heute keine halbwegs kritische Zwischenbilanz gezogen.

Dabei sind die Fakten klar: Die Nationalbank musste nach der Aufhebung des Mindestkurses durchschnittlich pro Monat nicht weniger, sondern mehr Franken drucken. Unser durch die Nationalbank schlecht verwalteter Staatsfonds weist deshalb heute ein Vermögen von mehr als 850 Milliarden Franken auf. Anstatt mit dem Geld etwas Vernünftiges zu machen, kaufen Jordan und Co. amerikanische Hightech-Aktien. Und unterstützen so den Kurs der Regierung Trump.

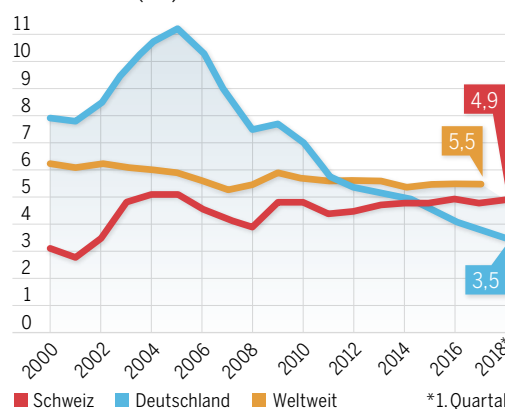
Alle Länder Europas frisieren ihre Arbeitslosenstatistiken. Aber niemand so ungeniert wie unser Staatssekretariat für Wirtschaft, das Seco. Die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) sitzt in Genf. Die Schweiz ist Mitglied. Diese ILO vergleicht Arbeitslosenquoten. Die Spezialisten durchschauen die Tricks aller Länder und korrigieren sie.

Das neueste Resultat dieses Vergleichs: Die Schweiz hat nicht eine Arbeitslosigkeit von 2,5 Prozent, sondern von 4,9 Prozent. Und dies zu einem Zeitpunkt, da Europa wirtschaftlich boomt. In Deutschland ist die Arbeitslosigkeit auf 3,5 Prozent gesunken und liegt damit ein Drittel tiefer als in der Schweiz. Eigentlich hätte dies zu einer breiten Debatte in der Schweiz führen müssen. Warum haben wir mehr Arbeitslose als die Deutschen? Obwohl Deutschland 1,5 Millionen Asylsuchende aufgenommen hat.

Der Schuldige wäre schnell gefunden: Thomas Jordan hat den Werkplatz auf dem

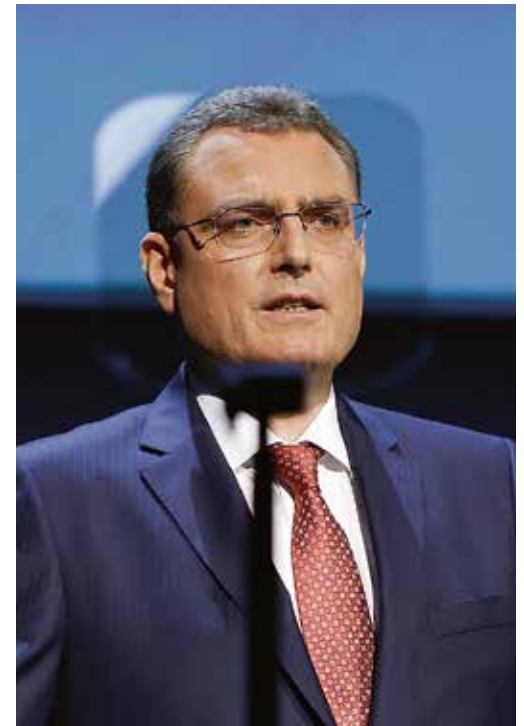
Die Schweiz verliert ihren Vorsprung

Arbeitslosigkeit in Prozent, gemäss internationaler Messmethode (ILO)



QUELLE: INTERNATIONALE ARBEITSORGANISATION

Die Deutschen haben weniger Arbeitslose.



Die Fakten sind klar: SNB-Chef Jordan.

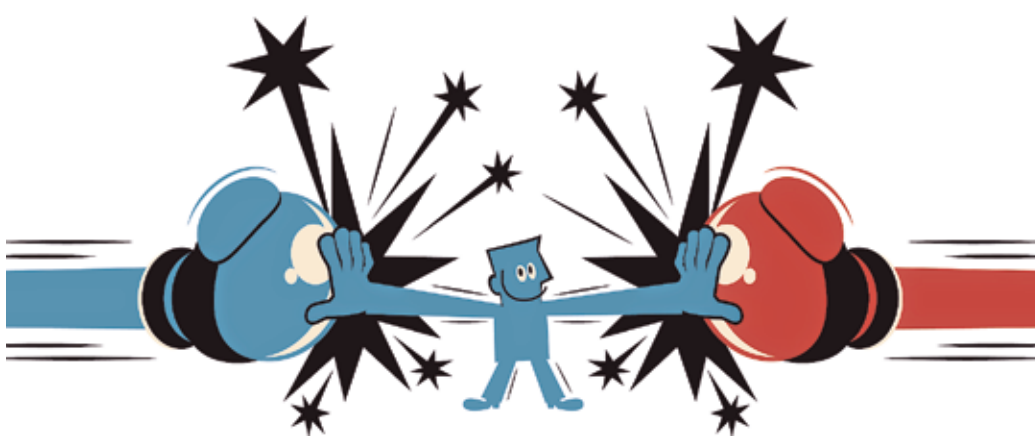
Altar des Finanzplatzes geopfert. Aus der Geschichte, die man verdrängt, kann man nichts lernen.

Unbemerkt von der Öffentlichkeit, bereitet die SVP den nächsten Angriff auf den Werkplatz Schweiz vor. Ueli Maurer, dessen Offiziere während sieben Jahren unkontrolliert auf Kosten der Steuerzahler feine Weine kippen durften, machte den Anfang: Für ihn ist der wieder massiv gefallene Frankenkurs in Ordnung. Und die Nationalbank soll jetzt endlich mit der Vernichtung ihres Vermögens anfangen.

Was Ueli Maurer gemeint hat, verdeutlichte Thomas Matter mit einem Vorstoss in den Kommissionen für Wirtschaft und Abgaben (WAK). Die Nationalbank soll ihre Vermögen von heute 850 Milliarden Franken auf 200 Milliarden Franken reduzieren. Und im Rahmen dieses Prozesses 37 Milliarden an den AHV-Fonds überweisen. Um so der Bevölkerung etwas Sand in die Augen zu streuen.

Wir tauchen ein in das Trump-Zeitalter. Freihandelsverträge sind nicht mehr das Papier wert, auf dem sie geschrieben wurden. Währungen sind Kampffelder. Die Schweizerische Nationalbank hätte genügend Spielräume. Nur leider den falschen Chef.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



Zeitungen machen Gehässigkeit salonfähig.

Medien

Gut gemeint und gut

Von Kurt W. Zimmermann — Ausgerechnet die Journalisten wollen nun das Land versöhnen, das sie ansonsten spalten.

Die Analyse ist durchaus zutreffend, die Folgerung aus der Analyse ist hingegen falsch.

Die Analyse lautet: «Auch in der Schweiz wird der politische Diskurs immer ruppiger. Der Ton wird in den Debatten unversöhnlicher, sofern die verschiedenen Lager überhaupt noch miteinander reden.»

Zu dieser Erkenntnis kamen letzte Woche rund 2500 Journalisten. Es waren die Journalisten von Radio und Fernsehen SRF, der Tamedia-Blätter von *Tages-Anzeiger* bis *Berner Zeitung*, der *Wochenzeitung* und der *Zeit* und der Internetportale *Die Republik* und *Watson*.

Nach der gemeinsamen Erkenntnis schreiben die 2500 Journalisten zur gemeinsamen Aktion. Am 21. Oktober organisieren sie einen Tag unter dem Motto «Die Schweiz spricht». An diesem Tag sollen sich landesweit Tausende von Diskussionspaaren treffen, die in derselben Region wohnen, aber unterschiedliche politische Ansichten haben.

In Zürich reden unter vier Augen dann also ein rechtskonservativer Burschenschafter und ein linksextremer Hausbesetzer. In Basel tauschen sich ein Flüchtlingshelfer und ein Flüchtlingsgegner aus. Und in Bern treffen sich Juso-Präsidentin Tamara Funciello und SVP-Nationalrat Adrian Amstutz.

Die Redaktionen geben auch schon den Ton der Zwiegespräche vor: «Direkt, offen, ehrlich, aber immer anständig und freundlich.»

Und damit wären wir beim Problem. Man kann es mit einem Zitat von Gottfried Benn umschreiben: «Das Gegenteil von gut ist gut gemeint.»

Warum ist der Ton in unserer Gesellschaft immer hasserfüllter und unversöhnlicher geworden? Warum ist unsere Gesellschaft gespaltener denn je?

Und damit sind wir bei den Journalisten. Es ist auffällig, wie aggressiv die Medien in diesem Jahrzehnt geworden sind. Vor allem Zeitungsjournalisten betreiben eine sprachliche

Eskalation. Manche Artikel sind näher an Beleidigungen als an Sachanalysen.

Schauen wir doch einmal die Texte der Journalisten an, die nun «Die Schweiz spricht» propagieren. Wie gehen Radio und Fernsehen, *Tages-Anzeiger*, *Berner Zeitung*, *Wochenzeitung*, *Zeit*, *Die Republik* und *Watson* mit Andersdenkenden um? Wie betiteln sie ihre politische Gegenseite?

Ein Andersdenkender ist für sie etwa ein «Rassist», ein «Hetzer», ein «Amok», ein «Psychopath», ein «Antisemit» und ein «Sexist». Er agiert «menschenverachtend», «vulgär», «reaktionär» und «faschistoid». Alles sind Beispiele aus Artikeln und Sendungen der erwähnten Redaktionen. Man könnte unzählige weitere Verbalinjurien anfügen.

Die Moralkeule der Medien richtet sich meist gegen rechts. Den «Linkspopulisten» findet man im Gegensatz zum «Rechtspopulisten» kaum.

Die Medien geben damit einen Ton vor, der den Diskurs in diesem Land massgeblich mitbestimmt. Sie machen Gehässigkeit salonfähig. Sie tragen zur Spaltung bei.

Zusätzlich heizen die Medien die öffentliche Polemik durch ihre Funktion des Resonanzkastens auf. Wer sich besonders giftig und feindselig äussert, bekommt oft die grössten Schlagzeilen.

Die Aktion der Journalisten am 21. Oktober ist sicher gut gemeint. Sie möchten die Diskussionskultur in diesem Land etwas befrieden.

Nicht nur gut gemeint, sondern gut wäre vielleicht etwas anderes. Gut wäre, wenn dieselben Journalisten sich in etwas Selbstkritik ergingen und ihre Aggressivität nach unten schraubten. Man könnte auch das am 21. Oktober demonstrieren. Wie wäre es, wenn es an diesem Tag nur Artikel und Sendungen gibt, die «direkt, offen, ehrlich, aber immer anständig und freundlich» sind?

Es wäre ein ungewohnter Tag.

Die Deutschen

Arbeitsmüde

Von Henryk M. Broder —
Packen können die anderen.

Arbeit macht müde. Nach #me too, #metwo, #wetoo, #notinmyname, #aufschrei, #aufstehen und ähnlichen Parolen in den «sozialen Medien», die eine wohlfeile Empörungskultur pflegen,



läuft jetzt eine neue Welle an, für die es bald auch einen Hashtag geben wird: #arbeitsmüde. Junge Menschen geben bekannt, dass sie es leid sind, arbeiten zu müssen.

Sie wollen lieber das Leben geniessen, wie ein Leser der *Zeit* in einem Online-Beitrag, den er mit dem Satz anfängt: «Ich bin zwanzig und ich will nicht arbeiten.» Dabei beruft er sich auf «Naturvölker», die «nicht mehr als drei bis vier Stunden täglich» arbeiten, und auf Nietzsche, der gesagt hat: «Wer von seinem Tag nicht zwei Drittel für sich selbst hat, ist ein Sklave.» Der junge Mann möchte, «dass im Zentrum meines Lebens Dinge stehen, die ich gerne mache», davon gebe es «mehr als genug», zum Beispiel «Klavier spielen, kochen, Squash, Theater und Konzerte besuchen, tanzen, Freunde treffen, lesen, schwimmen, auch mal gar nichts tun». Die Auswahl der Tätigkeiten, die er einer geregelten Arbeit vorzieht, lässt darauf schliessen, dass er eine gute Erziehung genossen hat. Irgendjemand muss sie ihm ermöglicht haben. Seine Eltern? Der Staat? Eine Stiftung, die begabte Arbeiterkinder fördert?

Das ist nur ein Beispiel unter vielen, die man mit wenig Mühe im Netz findet. Man könnte sagen: Kein Wunder, dass die jungen Menschen null Bock auf Arbeit haben, sie müssen sich ja den ganzen Tag darüber austauschen, dass sie keinen Bock auf Arbeit haben.

Aber wer, bitte schön, soll denn die notwendigen Arbeiten erledigen – Strassen bauen, Müll entsorgen, Kranke versorgen, Alte pflegen, Kinder unterrichten, Häuser bauen, Gäste bedienen, Regale auffüllen, Leergut einsammeln, all das, was gemacht werden muss, damit eine Gesellschaft funktioniert? Der Wunsch, nicht arbeiten zu müssen, ist ja legitim, die Frage, wer die Arbeit machen soll, ist es auch.

Die Antwort lautet: unsere Gäste, die schutzsuchenden Migrantinnen. Deswegen sollen sie «in den Arbeitsprozess integriert werden». Wir sind im Begriff, eine industrielle Reservearmee aufzubauen, die uns dienen soll. Das würde die hysterische Willkommenskultur erklären. Es ist der Wunsch, im Café zu sitzen und anderen beim Arbeiten zuzusehen.



Bereits drei Weibel in die Flucht geschlagen: Bundespräsident Berset.

Sonnenkönig

Kein anderer Bundesrat inszeniert sich und sein Amt so aufwendig und teuer wie der SP-Magistrat. Alain Berset fliegt gerne First Class und lässt Parlamentarier Spalier stehen.

Von Hubert Mooser

Wenn Bundesrat Alain Berset auf Dienstreise geht, wird es teuer für die Bundeskasse. Der Bundespräsident fliegt gerne First Class, wie im April, als er mit der Swiss zum Treffen mit dem japanischen Premierminister Shinzo Abe reiste. Allein das Flugticket für ihn kostete 18 000 Franken. «Bundesräte sind ausnahmslos zu Reisen in der First Class berechtigt», belehrt die Sprecherin der Bundeskanzlei und schiebt den Grund dafür nach: Die Mitglieder der Landesregierung sollten bestmögliche Reisebedingungen erhalten, um ihre Tätigkeit im Interesse der Schweiz optimal ausüben zu können. Und: Ob ein Bundesrat First oder Business fliege, sei in erster Linie eine Frage der Destination und keine der persönlichen Präferenz.

Offenbar ist es aber doch eine Frage der persönlichen Präferenz: Finanzminister Ueli Maurer (SVP), der rund zehn Tage vor Berset

mit der gleichen Fluggesellschaft und in Begleitung seines Staatssekretärs für internationale Finanzfragen, Jörg Gasser, und weiterer Begleiter nach Japan reiste, buchte für alle Business. Sein Flugticket kostete knapp über 6000 Franken – einen Drittel von Bersets Flug. Auch Ignazio Cassis (FDP) und Doris Leuthard (CVP) buchten für ihre langen Reisen nach China und Vietnam ausschliesslich die günstigere Business Class.

Es ist ein offenes Geheimnis in Bern, dass Berset nebst Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) zu jenen Bundesräten gehört, die auf langen Flügen häufiger als andere Magistraten die exklusivste Sitzkategorie wählen. Anders als es die Bundeskanzlei verlautbaren lässt, ist die First Class vor allem eine Frage des Status, wie Vielflieger bei der Bundesverwaltung betonen. Mehr Platz als in der Business Class habe man nicht, der Service sei jedoch

besser. Man bekommt zum Beispiel sofort von einer netten Stewardess ein Cüpli gereicht.

Kleiderreform rückgängig gemacht

Stil und Etikette sind für Berset wichtig. Der Freiburger liebt die Macht und mit ihr die Aura und die Insignien des Amtes. Zu Anlässen schwirrt er gerne mit dem Helikopter heran. Er pflegt wie kein anderer intensiv die Empfänge auf dem roten Teppich. Als der Bundesrat Ende des letzten Jahres die Liste mit den Anlässen besprach, an denen Regierungsmitglieder 2018 teilnehmen wollten, hatte Berset bei einer ungewöhnlich hohen Zahl von Veranstaltungen seinen Namen eingetragen. «Das sei nur provisorisch», gab Berset zur Antwort, als ihn die *Weltwoche* beim Glühwein-Event in seinem Departement auf die Auftritte ansprach. Man werde zu gegebener Zeit entscheiden, wer dann tatsächlich auftrete. Nachfrage in anderen De-

partementen: Bei welchen Events liess sich der Bundespräsident vertreten? Schulterzucken, man könne nicht sagen, wo er anderen konkret den Vortritt gelassen habe.

Ende Mai 2018 kämpfte Berset sogar mit Terminkollisionen. Palliativmediziner aus der ganzen Welt hatten sich zu ihrem 16. Weltkongress in der Bundesstadt versammelt. Gesundheitsminister Berset hatte seine Teilnahme schon lange vorher zugesichert. So verstanden es jedenfalls die Organisatoren. Aber dann sagte er ab, reiste stattdessen zur 16. Architekturbiennale nach Venedig – und verärgerte unnötig die Organisatoren. Bersets Informationschefin Nicole Lamon sagt dazu: «Es gab für diesen Anlass nie eine Zusage, sondern bloss ein allfälliges Teilnahmeinteresse.»

Berset ist ohne Zweifel einer der talentiertesten Politiker seiner Generation, darüber sind sich von links bis rechts viele einig. Aber im Gesundheitsdossier ist ihm bisher kein grosser Wurf gelungen, obwohl ihn hier der Bundesrat schon vor Jahren wegen der steigenden Prämien zu einer umfassenden Reform drängte. Die Altersvorsorge 2020, die sein Meisterstück werden sollte, scheiterte an der Urne. Berset erlag aber auch von Anfang an den Verlockungen des Amtes. Liegt es an seinem rasanten Aufstieg? Wozu andere ein Leben brauchen, schaffte Berset innerhalb von wenigen Jahren: mit 31 Jahren Ständerat, mit 36 Jahren Ständeratspräsident, mit 39 Jahren Bundesrat. Bei dieser schnellen Karriere sei es schon möglich, dass er manchmal den Boden unter den Füßen verliere, vermuten seine Kritiker in Bern.

Das Händeschütteln mit Donald Trump war ein erster Höhepunkt als Bundespräsident.

So berichtete im Herbst 2016 das Westschweizer Nachrichtenmagazin *L'Hebdo* auf zwei Seiten über die Vernissage der Künstlerin Muriel Zeender, Bersets Ehefrau. Ungewöhnlich daran war, dass eine Künstlerin bei ihrer ersten Vernissage so prominent von einer überregionalen Zeitschrift porträtiert wurde. Und irritierend war, dass Berset ein paar Monate später an der Genfer Buchmesse als Stargast auftrat. Der Salon du livre de Genève wurde damals noch von der Verfasserin des Artikels über Frau Berset geleitet. Bloss ein Zufall, oder doch eher welsche Beziehungskunst?

Im Sinn einer Zwischenbilanz lässt sich festhalten: Als Bundespräsident hält sich Berset von den dornigen Dossiers wie der EU-Politik fern und scheint sich noch stärker als früher auf die Inszenierung des Zeremoniellen zu versteifen. Im Departement von SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga haben ihm einige Mitarbeiterinnen wegen seiner Allüren schon den Beinamen «Sonnenkönig» verpasst. Der französische König Ludwig XIV. inszenierte das hö-

fische Zeremoniell fast wie ein Theaterstück. Berset macht es ihm im Kleinen nach. Das fängt schon bei der Kleiderordnung an.

Bundesrätin Sommaruga hatte während ihres Präsidialjahres 2015 die Kleiderordnung etwas gelockert. Statt eines langen Abendkleides sollten die Damen auch im Cocktailkleid zum Galadiner aufmarschieren dürfen. Doch Berset machte nun Sommarugas Kleiderreform wieder rückgängig und pochte beim Staatsdinner zu Ehren des deutschen Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier (SPD) auf Smoking und Fliege für die Herren und lange Abendkleider für die Damen. Sommaruga erschien trotzdem in einem schwarz-weissen Cocktailkleid zum Staatsbankett – was Bundespräsident Berset laut Insidern leicht säuerlich stimmte.

Berset gab aber auch dem Parlament zu verstehen, wer der Herr im Hause ist: Vor der Publikation des Berichtes über die Verhaftung des Nachrichtendienst-Informanten Daniel Moser zitierte die Geschäftsprüfungsdelegation (GP-Del) den Gesamtbundesrat zur Anhörung – ein seltener Fall. Prompt kam es zur Kraftprobe zwischen der GPDel und dem Bundesrat. GP-Del-Präsident Claude Janiak (SP) will darüber nichts sagen. Auch Vizekanzler André Simonazzi gibt sich verschlossen. Andere bestätigen dagegen folgenden Sachverhalt: Es sei zum Streit gekommen, weil Bundeskanzler Walter Thurnherr von der Delegation verlangt habe, dass sie den Bundesrat stehend vor dem Sitzungszimmer empfangen müsse. Die GPDel wollte von dieser Ehrerbietung für die Exekutive zuerst nichts wissen, schliesslich stehe das Parlament in der Rangfolge über dem Bundesrat. Aber am Ende standen die Delegationsmitglieder brav vor dem Sitzungszimmer, als der Bundesrat eintraf. Was die Geschäftsprüfungsdelegation nicht wusste: Thurnherr setzte bloss die Direktiven des Bundespräsidenten um.

Wie eine Fürstenfamilie

Berset habe grossen Respekt vor der Institution Bundesrat und tue alles, damit diese keinen Schaden nehme, meint SP-Nationalrat Mathias Reynard. Vermutlich hat aber seine Herkunft Berset mehr geprägt, als seiner Entourage lieb ist. Er ist in einem Patrizierhaus im freiburgischen Belfaux aufgewachsen, als Kronprinz einer sozialistischen Politikerfamilie. Noch heute lebt der ganze Clan wie eine Fürstenfamilie unter einem Dach: im Haupttrakt der Bundespräsident mit seiner Familie und den Eltern, im Nebentrakt residieren Onkel und Tante.

Berset ist als Sozialist so etwas wie die Antithese zu SP-Ständerat und Gewerkschafter Paul Rechsteiner. Hier der St. Galler, der in der zweiten Klasse Zug fährt und in Sakkos herumläuft, die zwei Nummern zu gross sind und aussehen, als hätte er sie schon vor Jahren auf einem Flohmarkt gepostet. Da Berset in seinen enganliegenden, eleganten Anzügen, der den Luxus liebt und das grelle Scheinwerferlicht sucht. Vie-

les ist beim Freiburger Bundesrat auf eine gezielte Eindrucksbewirtschaftung ausgerichtet.

So liess sich der Bundespräsident zum Nationalfeiertag vor den Karren des Ringier-Konzerns spannen. Die *Schweizer Illustrierte (SI)* organisierte mit 120 Lesern eine Reise durch das Freiburgerland mit dem Bundespräsidenten als Wanderleiter. Damit sollte wohl die Volksnähe des Bundespräsidenten dokumentiert werden.

Wie kommt es da bloss, dass derselbe Alain Berset beim Fussvolk seines Departements des Innern (EDI) als Chef einen eher schlechten Ruf hat? Er hat jedenfalls drei Bundesratsweibel in die Flucht geschlagen. Und er hat auch schon dreimal den Chauffeur gewechselt. Das schaffte bisher kein anderer amtierender Bundesrat. Dennoch erklärt das Lamon mit einer normalen Personalfuktuation.

Fairerweise muss man aber festhalten: Die Mitglieder der SP-Fraktion erleben Berset anders, als umgänglichen, kritikfähigen Magistraten. Er habe stets ein offenes Ohr für Anliegen. Man kriege rasch und unkompliziert einen Termin bei ihm, loben ihn die Nationalräte Cédric Wermuth und Mathias Reynard. Dafür verzeihen sie ihm auch ein paar Extravaganzen wie die Zelebration des Händeschüttelns mit US-Präsident Donald Trump beim World Economic Forum (WEF) in Davos – für einen Sozialdemokraten fast eine Todsünde. Für Berset war es ein erster Höhepunkt als Bundespräsident. O

Jetzt bestellen:
Checkliste Pensionierung
vz.ch/checkliste

Pensionierung

- **AHV**
Wie hoch ist mein Anspruch?
- **Pensionskasse**
Rente, Kapital, Kombination?
- **Hypothek**
Soll ich amortisieren?

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ zahlt sich aus. Überzeugen Sie sich selbst.

VZ VermögensZentrum

Aarau | Basel | Bern | Chur | Fribourg | Genève | Lausanne | Lugano
Luzern | Neuchâtel | Schaffhausen | Solothurn | St. Gallen | Zug | Zürich

www.vermoegenszentrum.ch

Asylgrund schwul

Die Ablehnung eines angeblich homosexuellen Asylbewerbers aus Afghanistan in Österreich schlug hohe Wellen. Wird wirkliches oder vermeintliches Schwulsein zum Erfolgsmodell im Asylverfahren? Von Christoph Mörgele

Das Ereignis sorgte europaweit für fette Schlagzeilen: «Nicht schwul genug für Asyl» – «Gang und Gehabe nicht schwul» – «Zu hetero gekleidet» – «Nicht tünftig genug». Ein Beamter des österreichischen Bundesamtes für Fremdenwesen und Asyl hatte im Ablehnungsbescheid bei einem achtzehnjährigen Asylsuchenden dessen angebliche Homosexualität nicht anerkennen können. Der junge Afghane habe sich in Schlägereien und Streitigkeiten verwickeln lassen und keinerlei Gay-Präferenzen gezeigt. Auch die Behauptung, er habe seine Homosexualität bereits als Zwölfjähriger festgestellt, konnte der zuständige Sachbearbeiter nicht nachvollziehen; in dessen afghanischer Heimat gebe es keinerlei «öffentliche sexuelle Stimulation durch Mode oder Werbung».

In den nächsten Tagen erhob sich ein internationaler Sturm von Spott und Entrüstung über die Asylbürokratie und ganz Österreich. Es folgten die Entschuldigungs-, Reue- und Bussrituale: Das Amt räumte «sprachliche Verfehlungen» ein und bezichtigte sich selber des mangelnden Respekts. Der verantwortliche Mitarbeiter wurde umgehend versetzt. In 120 000 Asylbescheiden von durchschnittlich siebenzig Seiten – versicherte das zuständige Bundesamt – habe sich keine ähnliche Entgleisung finden lassen.

Der Fall überdeckt ein tieferliegendes Problem. In den letzten Jahren haben sich bei Asylanträgen die Verweise auf eine wirkliche oder vorgebliche Homosexualität deutlich vermehrt. In den vergangenen Jahren habe die Zahl homosexueller Flüchtlinge «klar zugenommen», hält Liselotte Barzé-Loosli vom Staatssekretariat für Migration fest. Zwar werden in der Schweiz die Asylgründe statistisch nicht erfasst. Doch die Fragen, die sich stellen, lassen sich nicht einfach mit dem Vorwurf vom Tisch wischen, die Asylämter seien schwulenfeindlich. Entwickelt sich die Homosexualität vor allem von Asylsuchenden aus islamischen und afrikanischen Staaten zum Erfolgsmodell einer sicheren Anerkennung – ganz ähnlich wie die Militärdienstverweigerung in Eritrea? Und wie sollen die Beamten den «Asylgrund: schwul» zuverlässig überprüfen?

Nicht immer glaubwürdig

Laut Einschätzung von Tobias Bär, der sich in einer Diplomarbeit auf eine niederländische Studie stützt, ist die Homosexualität jedes Jahr für viele tausend Menschen ein Flucht-

grund nach Europa. Es handelt sich gemäss politisch korrektem Sprachgebrauch um «LGBT-Asylsuchende» – LGBT für Lesbische, Schwule, Bisexuelle und Transgender. Nach wie vor steht die gleichgeschlechtliche Liebe in zahlreichen Ländern unter Strafe; bei einer allgemeinen Anerkennung als Asylgrund könnten sich Millionen auf den Weg machen. Frauenspezifische Gründe wie drohende Zwangsheiraten oder Genitalverstümmelung haben in der Schweiz allerdings mehr Aussicht auf Erfolg. 2009 hat es der Nationalrat explizit abgelehnt, «geschlechtsspezifische Verfolgungsarten» ins Asylgesetz aufzunehmen.

Das Bundesamt für Migration musste 2011 über einen schwulen Ugander befinden, der erzählte, er sei vom Militärgeheimdienst aufgespürt, mit heissem Wasser verbrüht und an den Geschlechtsorganen verletzt worden. Ein Freund habe ihn vor dem Gefängnis bewahrt und ihm die Flucht bezahlt. Die Beamten nahmen dem Papierlosen die Geschichte nicht ab; das Bundesverwaltungsgericht bestätigte den Entscheid. Eine «einfache Diskriminierung» reicht gemäss Migrationsamt nicht als Asylgrund.

«Asylgesuche wegen sexueller Orientierung nehmen zu», titelte der *Blick* 2014. Exakte Zahlen sind allerdings nicht verfügbar. Der Hilfswerke-Dachverband Schweizerische Flüchtlingshilfe empfindet die entsprechende Asylgewährung als «relativ restriktiv». Das Bundesamt für Migration betonte 2014, dass die Schilderungen oft unglaubhaft seien und dass es einfach sei, sich als homosexuell auszugeben.

Noch vor einigen Jahren prüfte man unter Beihilfe gewisser Klischees wie Aussehen, Gestik, Stimme oder Kleidung, ob eine entsprechende Veranlagung vorliege, und stellte explizit sexuelle Fragen. Bis vor zehn Jahren kannte Tschechien «Erregungstests», bei denen vorgeblich schwulen Asylsuchenden Pornos vorgespielt wurden. Abklärungen dieser Art gab es hierzulande nie. In der Schweiz steht nicht die Feststellung einer real vorliegenden Homosexualität im Vordergrund, sondern die Frage, ob heimkehrende Personen eine Verfolgung befürchten müssen.

Anfang dieses Jahres urteilte der Europäische Gerichtshof, psychologische Homosexualitätstests für Asylbewerber seien unzulässig. Sie beträfen nämlich die «intimsten Lebensbereiche» und stellten einen «unverhältnismässigen Eingriff» in die Privatsphäre dar. Gutachten über die Schutzbedürftigkeit seien zwar zulässig,

müssten aber mit dem Recht auf Menschenwürde und Privatleben übereinstimmen.

Während einiger Zeit empfahl das Schweizer Migrationsamt den abgewiesenen Homosexuellen, einen diskreten Lebenswandel in ihrer Heimat zu führen. Im Dezember 2013 versicherte aber Justizministerin Simonetta Sommaruga im Nationalrat, dass mittlerweile darauf verzichtet werde. 2014 kam ein homosexueller Nigerianer in die Schlagzeilen, der ausgeschafft werden sollte, aber schliesslich trotz Drogendelikten bleiben durfte. Ein Angestellter der Schweizer Botschaft in Nigeria war zuvor extra in dessen Heimatdorf gereist und erfuhr, dass die Bewohner ihn wegen dessen Homosexualität unter Todesdrohungen vertrieben hatten.

Das geltende Asylgesetz regelt die sexuelle Orientierung unter dem Begriff «Zugehörig-



«Intimste Lebensbereiche»: Asylsuchende.

keit zu einer bestimmten sozialen Gruppe». Eine entsprechend glaubwürdige Einordnung und der Nachweis gezielter Verfolgung im Herkunftsland können durchaus zur Asylgewährung führen. Die Betroffenen müssen die Verfolgung ausdrücklich «nicht nachweisen», sondern lediglich «glaubhaft machen». Der Bundesrat hält aber gleichzeitig fest: «Dies bedeutet nicht, dass jeder homosexuelle Asylsuchende automatisch Asyl erhält.» Die Schweiz hat schon 2003 einen 2013 vom Europäischen Gerichtshof gefällten Entscheid vorweggenommen, laut dem Homosexuelle einen Anspruch auf Anerkennung als Flüchtlinge haben, wenn ihnen im Herkunftsland eine strafrechtliche Verfolgung wegen ihrer sexuellen Ausrichtung droht.

Intensive Betreuung

«LGBT-Flüchtlinge» erfreuen sich medial und lobbymässig einer beträchtlichen Unterstützung. Das Zurich Pride Festival machte 2017 drastisch auf entsprechende Schicksale aufmerksam («Wenn ich zurückkehre, töten sie mich»). Gefordert wurde an dieser Veranstaltung, dass die Schweiz die sexuelle Orientierung und die Geschlechteridentität explizit als weltweiten Fluchtgrund anerkenne.

Radio SRF erzählte das Schicksal eines 37-jährigen Homosexuellen aus dem Irak, der als angeblicher Sünder den Ruf der ganzen Familie ruiniere und deshalb Ausgrenzung, Gewalt und Tod befürchten müsse. *Swissinfo* monierte, dass die Asylkriterien für Homosexuelle in der Schweiz recht unbestimmt definiert seien: «Doch die Sensibilität gegenüber dem Thema nimmt langsam zu.» Der Informationskanal berichtete über Samuel aus Tansania und John aus Uganda mit ihren recht abenteuerlichen Verfolgungsgeschichten. Nein, die Schweiz sei nicht das ersehnte Asyl-Wunschland für Homosexuelle, denn sie sei konservativer, und die Verfahren seien schwerfälliger als anderswo.

Queeramnesty als Teil von Amnesty Schweiz kümmert sich speziell um Geschlechteridentitäten und die entsprechenden Menschenrechte. Die Organisation warnt vor dem monate- oder jahrelangen Leben in Asylunterkünften, denn dort seien Homo-, Bi- oder Transsexuelle der Gewalt von schwulenfeindlichen Mitasylantern extrem ausgesetzt. Auch die teilweise aus Bundesmitteln finanzierte Informationsplattform Humanrights.ch berichtet intensiv über Einzelfälle und begrüsst 2017 die «Kehrtwende» des Staatssekretariats für

Migration zu einer milderer Beurteilung von Asylgesuchten Homosexueller. Der Verein Pink Cross bietet einen «kurzen Leitfaden» zur Frage, wann LGBT in der Schweiz Asyl erhalten können, wie die Einreise in die Schweiz funktioniert, wie die Verfolgung glaubhaft gemacht werden kann und welches die Rückkehrprognose ist.

Homo-Pädophilie im Islam

Afghanen bilden mittlerweile die drittgrösste Gruppe der Asylsuchenden. Nicht wenige berufen sich auf ihre Homosexualität. Eine Länderanalyse der Flüchtlingshilfe für Afghanistan hat ergeben, dass dort homosexuelle Handlungen unter der Herrschaft der Taliban durchaus strafbar waren und in konkreten Fällen auch mit dem Tod geahndet wurden. Seit dem Sturz der Taliban seien aber keine Todesurteile mehr vollstreckt worden. Dabei scheint Homosexualität am Hindukusch weit stärker verbreitet zu sein als in der westlichen Welt. Die *Frankfurter Rundschau* schätzt, dass fast die Hälfte der Männer diese gelegentlich praktiziert, wobei davon auszugehen ist, dass nicht eine überdurchschnittlich häufig vorkommende sexuelle Orientierung den Grund dafür bildet, sondern – ähnlich wie in den Gefängnissen – der Mangel an verfügbaren Frauen.

Wenn bei uns die Homosexualität als lebensbedrohliche Gefahr und damit als glaubwürdiger Asylgrund beurteilt wird, geht oft vergessen, wie oft in Afghanistan gleichgeschlechtliche Praktiken mit Minderjährigen vorkommen. Einflussreiche religiöse und militärische Führer, aber auch wohlhabende Grundbesitzer und Geschäftsmänner halten sich minderjährige Knaben zwecks sexuellen Verkehrs zur eigenen Unterhaltung oder zu jener ganzer Gruppen. Praktiken des pädophilen Geschlechtsverkehrs im privaten Rahmen, ja sogar bei Festlichkeiten sind weit verbreitet und gesellschaftlich akzeptiert. Da sie mit zwölf- bis sechzehnjährigen Jungen noch vor Pubertät und Bartwuchs vollzogen werden, gilt dieser Missbrauch weder als Ehebruch noch als homosexuell. Diese «Jungen für den Spass» werden von ihren notleidenden Familien verkauft, müssen sich die Augen mit tiefschwarzer Tinte schminken und vor ihren Peinigern und Besitzern oft in Frauenkleidern tanzen. Journalistisch wurde die Thematik im Westen verschiedentlich publik gemacht – auch in einer Dok-Sendung des Schweizer Fernsehens.

In über siebzig Staaten wird die Homosexualität weiterhin grundsätzlich kriminalisiert. René Schegg von Pink Cross befürwortet gegenüber der *Weltwoche* den gesetzlich verankerten Schutz vor Bedrohung und Gefängnis. Behördliche Nachweise aufgrund äusserlicher Merkmale hält er nicht für zielführend, das Vortäuschen von Homosexualität für unwahrscheinlich. ○



Züge sind lärmiger als Autos

In der Schweiz profitieren die Bahnen beim Lärmschutz von einem «Schienenbonus». Dieser entspricht allerdings nicht mehr dem Stand der Forschung: Züge werden von der Bevölkerung als mindestens so störend wahrgenommen wie Motorfahrzeuge. *Von Philipp Gut*

Die Diskussion um den Schienenlärm in der Schweiz zieht Kreise. Nach unserem Bericht von letzter Woche über den Streit um die Einhaltung der Lärmschutz-Grenzwerte auf SBB-Strecken am Zugersee («Die im Dunkeln sieht man nicht – aber man hört sie», Nr. 33/18) haben sich Betroffene aus anderen Gebieten gemeldet. Der Widerstand formiert sich von Bern über den Aargau bis zum Bodensee.

Moosseedorf — In der Berner Gemeinde wehren sich Anwohner gegen die aus ihrer Sicht unzumutbare Lärmbelastung durch Züge. Die SBB brauchten die Strecke neuerdings für den Güterverkehr in Richtung Lötschberg, sagt Jürg Aeschbacher, der in Geleisenähe wohnt und von Beruf Glasbauexperte ist. «Die Züge sind elend lang und elend laut», so Aeschbacher. Sie würden von bis zu drei Lokomotiven gezogen.

Wie lange die Züge sind, spielt insofern eine Rolle, als die Länge der Zugkompositionen eine der Variablen bildet, die zur Berechnung der Lärmemissionen herangezogen werden, ebenso wie die Geschwindigkeit, das Rollmaterial und die Kurvenneigung der Geleise. Unterstützung erhielt Aeschbacher vom Gemeindepräsidenten von Moosseedorf, Peter Bill. Die SBB sollten Lärmmessungen vornehmen und allenfalls eine Schallschutzwand aufstellen, forderten sie. Doch die Bundesbahnen lehnten dies ab. Messungen vor Ort seien nicht nötig, die Lärmwerte liessen sich exakt berechnen, so die Antwort der SBB.

Villnachern — Ähnliche Erfahrungen machte die aargauische Gemeinde Villnachern, wo der 4-Meter-Korridor mit dem Neat-Güterverkehr vorbeiführt. Die Anzahl der Zugdurchfahrten habe sich verdoppelt, sagt Gemeindeforscher Benjamin Plüss. Im Dorf erwuchs Widerstand, über 400 Personen – fast ein Viertel der Bevölkerung – unterzeichneten eine Petition mit dem Ziel, die Lärmbelastung durch den Schienenverkehr zu senken. Wie die Moosseedorfer verlangten die Villnacher von den SBB eine Messung der Lärmwerte, doch auch hier winkten die Bundesbahnen ab mit der Begründung, es gebe Lärmprognosen aus früheren Jahren, und die würden immer noch gelten. Schliesslich sprang der Kanton Aargau ein und liess durch ein Ingenieurbüro Messungen vornehmen. Dieses kam zum Schluss, dass die Prognosewerte der SBB «weitestgehend korrekt zu sein scheinen». Für einen abschliessenden Vergleich



Schienenbonus: Eisenbahnunterführung Langstrasse, Zürich.

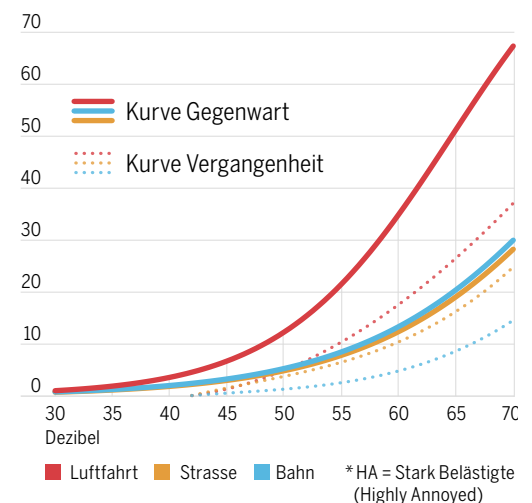
müsste man jedoch das digitale Berechnungsmodell der SBB kennen – und die Einsicht in dieses Modell fehle, schreibt das mit der Messung beauftragte Büro Mike Thoms aus Burgdorf. Zudem habe es technische Probleme gegeben: «Leider stellte sich erst nach Ablauf der Messungen heraus, dass die vorgesehene Videokamera [...] für diesen Einsatz ungeeignet ist», heisst es im Bericht. «Eine Dokumentation der Zugvorbeifahrten und somit die Bestimmung der einzelnen Zugkompositionen samt gefahrenen Geschwindigkeiten war somit nicht möglich.» Man könne deshalb im Nachhinein «keine repräsentative Umrechnung der Daten auf jahresdurchschnittliche Verhältnisse vornehmen».

Einen Vorbehalt macht auch Gemeindeforscher Plüss geltend: Während der Messungen seien Unterhaltsarbeiten an der Strecke vorgenommen worden, die Resultate seien deshalb «nicht ganz aussagekräftig», so Plüss. Die Gemeinde verlange von den SBB seit langem die Herausgabe der Geschwindigkeitsdaten, bekomme sie aber nicht.

Rorschach — Der Anwalt Peter Dietsche kämpft mit juristischen Mitteln um besseren Lärmschutz. Seine Ehefrau besitzt zwei Liegenschaften an der Strecke St. Gallen–München, einer Hochfrequenzlinie, die auf Doppelspur

Störender Schienenlärm

Veränderung des Lärmempfindens, in Prozent HA*



Schienenlärm wird als beeinträchtigender erlebt.

ausgebaut werden soll. Der Fall liegt derzeit beim Bundesgericht. Dietsche bezweifelt, dass die Lärmprognosen der SBB zutreffen. Die Anzahl der Durchfahrten und die Geschwindigkeit der Züge seien höher als ausgewiesen, vermutet er. Er hat deshalb die Erstellung von Schallschutzwänden beantragt, dies hätten die SBB aus Kostengründen aber abgelehnt.

Ob in diesen und in anderen Fällen die Lärm-schutzgrenzwerte eingehalten werden, lässt sich zum jetzigen Zeitpunkt nicht abschliessend beurteilen. Der Eindruck entsteht allerdings, dass sich die SBB wenig kooperativ zeigen und auch wenig Lust verspüren, Transparenz herzustellen. «Die Berechnungsgrundlagen der SBB sind für Aussenstehende schwer kontrollierbar», sagt Jean-Marc Wunderli, Gruppenleiter Umweltakustik bei der Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt (Empa). Führten Externe im Auftrag der Bundesbahnen Lärmstudien durch, stellten die SBB die Daten zur Verfügung. Das entsprechende Wissen sei stark auf die SBB konzentriert, man müsse ihnen mehr oder weniger glauben. Für andere Player sei eine Kontrolle schwierig. Man könne von aussen daher schwer beurteilen, ob die SBB ihren Wissensvorsprung zu ihren Gunsten ausnützten oder nicht, sagt Wunderli.

Erkenntnisse aus der Lärmforschung

Der Empa-Akustiker weist auf eine weitere Schwachstelle bei der Berechnung des Zugslärms hin. In der Schweiz profitieren die Bahnen vom sogenannten Schienenbonus. Das bedeutet: Weil die Bevölkerung den Schienenlärm ange-

«Die Berechnungsgrundlagen der SBB sind für Aussenstehende schwer kontrollierbar.»

lich als weniger belastend empfindet als den Strassenlärm, werden beim Lärm, den die Züge verursachen, 5 bis 15 Dezibel abgezogen. Anders ausgedrückt: Züge dürfen offiziell lauter sein als Autos und Motorräder. Dieser Schienenbonus entspricht jedoch nicht mehr dem Stand der Forschung. Das zeigt eine noch unveröffentlichte Studie unter der Leitung von Mark Brink vom Bundesamt für Umwelt (Bafu). Dazu wurden 5600 Personen befragt, wie störend sie den Lärm von Schienen-, Strassen- und Luftverkehr wahrnehmen würden. Verglichen wurden die Aussagen mit einer Metastudie der EU-Kommission, welche die massgeblichen früheren Studien auswertete. Dabei zeigen sich deutliche Verschiebungen: Wurde der Schienenlärm früher als weniger störend empfunden als der Strassenlärm, sind die entsprechenden Kurven (siehe Grafik) heute fast deckungsgleich. Der durch die Schiene verursachte Lärm wird sogar noch als etwas beeinträchtigender erlebt als das Rauschen und Röhren der Motorfahrzeuge.

In Deutschland haben die Behörden auf die neuen Erkenntnisse aus der Lärmforschung reagiert und den dort ebenfalls bis vor kurzem existierenden Schienenbonus abgeschafft. Deutsche Gerichte hatten dies gefordert. In der Schweiz dürfte die Diskussion um die Bevorzugung von SBB & Co. und die damit verbundene Belästigung der Anrainer erst noch lanciert werden. ○

Regierung

Letzter Termin

Wenn Bundesrätin Leuthard vor Ende der Legislatur zurücktreten will, ist die Herbstsession dafür die letzte Chance. Die Hinweise verdichten sich, dass sich die Magistratin ernsthaft Gedanken zum Rücktritt macht.

Bei der Bundesratssitzung vor einer Woche erlebte die bisher erfolgsverwöhnte CVP-Bundesrätin eine empfindliche Niederlage. Gegen ihren Willen beschloss die Mehrheit im Bundesrat, vorläufig das Uno-Abkommen für ein Atomwaffenverbot nicht zu unterzeichnen. Sie sei nach dieser Niederlage etwas nachdenklich gewesen und habe den Anschein erweckt, als bliebe sie nicht mehr lange im Bundesrat – so erlebten sie jedenfalls Bekannte.

Seit Leuthard als Bundespräsidentin 2017 im Interview zum 1. August ohne Not verkündete, die laufende Legislatur sei ihre letzte, ist in den Medien viel über den genauen Zeitpunkt ihres Rücktritts spekuliert worden. Zuerst hiess es, sie trete am Ende ihres Präsidentschaftsjahres 2017 ab. Dann berichteten Zeitungen, die Abstimmung über «No Billag» werde ihre letzte Schlacht sein. Im Juni, während der Sommersession des Parlamentes, erkundigten sich vor jeder Bundesratssitzung Journalisten in Leuthards Departement und anderen Bundesbehörden, ob die CVP-Bundesrätin ein Rücktrittsschreiben eingereicht habe. Als sie im Sommer mit einer Delegation nach China flog, spekulierte die *Basler Zeitung*, Bundesrätin Leuthard sei wohl auf Abschiedstour.

Veränderte Konstellation im Bundesrat

Niederlagen hat die Aargauerin im Siebner-gremium in den fast zwölf Jahren ihrer Amtszeit einige Male hinnehmen müssen; meistens ärgerte sie sich ein paar Stunden darüber, dann war die Geschichte abgehakt. An Rücktritt dachte sie nicht. Diesmal ist es jedoch anders. Die Konstellation im Bundesrat hat sich verändert. Jahrelang war sie im Bundesrat in einer komfortablen Position, sie war als Dienstälteste so etwas wie die Chefin im erlauchten Klub. Bei umstrittenen Geschäften spielte sie häufig das Zünglein an der Waage und konnte so viele Dossiers entscheidend beeinflussen.

Mit der Wahl des Tessiner Freisinnigen Ignazio Cassis für den Neuenburger FDP-Vertreter Didier Burkhalter verschob sich das Kräfteverhältnis im Bundesrat nach rechts. Burkhalter war kein Linker, aber er unterstützte im Bundesrat häufig auch linke Anliegen. Sommarugas Lohnpolizei zur Kontrolle der Lohngleichheit zwischen Mann und Frau wäre ohne Support von Burkhalter nie durchgekommen. Cassis fährt eine andere Linie. Heute stimmen FDP- und SVP-Bundesräte geschlossen gegen linke Anliegen.



Chefin im Klub: Energieministerin Leuthard.

SP- und CVP-Bundesräte werden häufiger überstimmt, wie beim Atomwaffenverbot der Uno.

Dies gab Leuthard offenbar zu denken. Dem Vernehmen nach machte sie sich in den letzten Tagen laut Eingeweihten ernsthaft Gedanken darüber, während der Septembersession ihren Rücktritt auf Ende Jahr anzukündigen.

Tatsächlich ist es sozusagen die letzte Chance, wenn sie vor Ende der Legislatur zurücktreten will. Und es sieht aus heutiger Sicht ganz danach aus, als wolle Leuthard diesen Termin nicht verpassen.

Ihr definitiver Entscheid werde aber auch davon abhängen, wie es in der EU-Politik weitergehe, vermuten Insider. Sie selber hat mit dem fast fertig verhandelten Stromabkommen in Sachen EU-Politik selber noch ein heisses Eisen im Feuer. Aber ein solches Abkommen gibt es nur gegen einen Rahmenvertrag. Sollten die Verhandlungen zu einem Rahmenvertrag wegen des Streits zwischen den Gewerkschaften und den beiden FDP-Bundesräten über die Ausgestaltung der flankierenden Massnahmen in den nächsten Tagen und Wochen scheitern, wird die CVP-Bundesrätin im September wohl den Hut nehmen. Fortsetzung folgt.

Hubert Mooser



«Zerstört nichts ohne Not, verschleudert nichts»: General Henri Dufour, der Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppen im Sonderbundskrieg.

Der Bundesstaat startete mit leichtem Gepäck

Das Erfolgsgeheimnis der Bundesverfassung von 1848 liegt in ihrer Bescheidenheit. Die Geburt der neuen Schweiz wurde durch einen kleinbürgerlich-kleinbäuerlichen Geist getragen, der alle Revolutionen, ideologischen und religiösen Rechthabereien satt hatte. *Von Robert Nef*

Die Verfassung von 1848 ist ein Kompromiss zwischen radikalen Katholikenhassern, egalitären Demokraten, zentralistischen Liberalen, aufgeklärten Patrioten, gemässigten Traditionalisten und liberalen Katholiken, ein «Treffpunkt», der damals weder die kompromisslosen Fortschrittsfreunde noch die Bewahrer eidgenössischer Tugenden zu begeistern vermochte. Es ist eigentlich ein Wunder, dass sie dank der von Pirmin Meier in seinem Beitrag «Schweiz 1848: Demokratie für den Werktag» (*Weltwoche* Nr. 32/18) genannten Unregelmässigkeiten – gewissermassen als politisch «kleinster gemeinsamer Nenner» – knapp angenommen wurde. Sie verdient weder politisch noch verfassungsrechtlich einen Schönheitspreis. Der Vorschlag, das Datum ihrer Annahme anstelle des seit 1891 traditionellen 1. August zum Nationalfeiertag zu erklären, ist eine schlechte Idee.

Die bis heute in den Grundzügen geltende 1848er Verfassung ist kein «Siegerdiktat» der Anti-Sonderbunds-Koalition. Sie ist auf dem komplexen ideologischen «Kompost» der

politischen Lern-, Experimentier- und Entscheidungsjahre 1798–1847 gewachsen: Helvetik, Mediation, konservative Restauration, liberal-demokratische Regeneration, Sonderbundskrieg. In dieser Phase entstand – neben den kämpferischen Ideologen – auf beiden Seiten eine neue, breitere Schicht von wertkonservativen «bürgerlich Vernünftigen», die vor allem ein friedliches Leben anstrebten und «das Recht, in Ruhe gelassen zu werden» forderten, ein durchaus unheroisches, biedermeierliches Ideal, das aber eine freiheitsfreundliche Komponente hat: Die Geburt der neuen Schweiz wurde durch einen kleinbürgerlich-kleinbäuerlichen Geist getragen, der alle Revolutionen, ideologischen und religiösen Rechthabereien satt hatte.

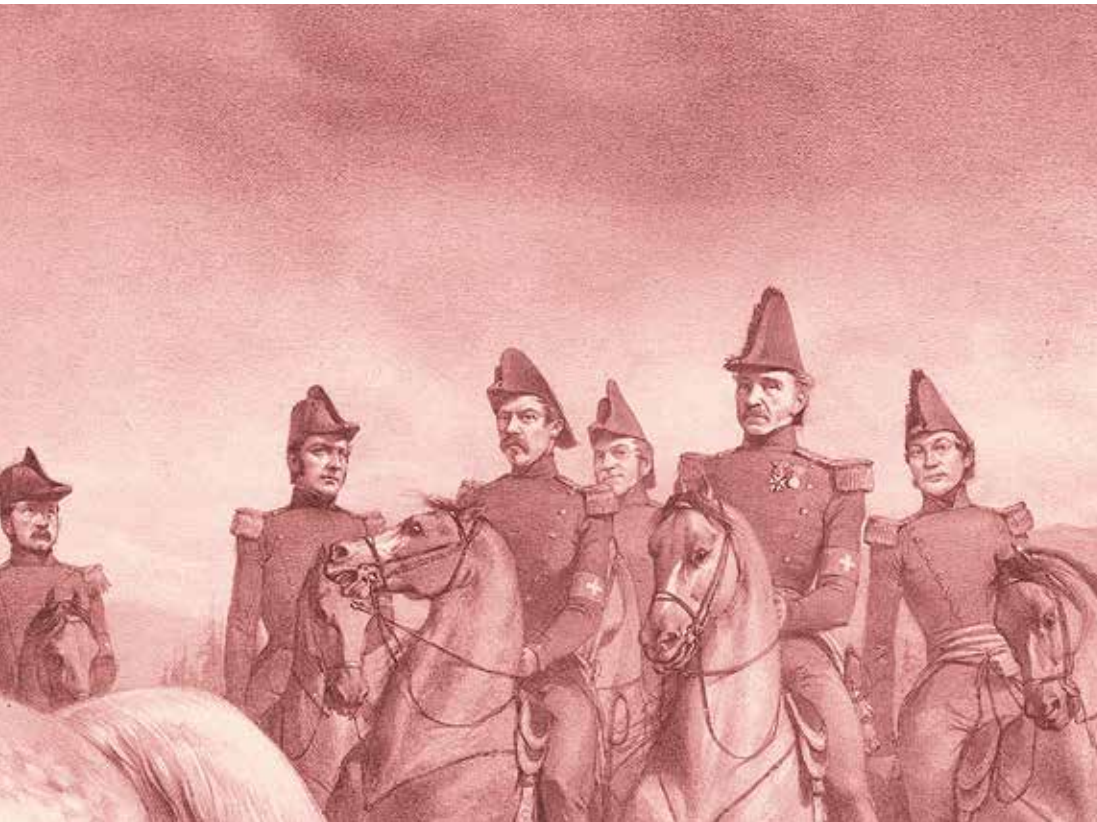
«Lob des Non-Zentralismus»

Friedrich Dürrenmatt hat das in seinem letzten, oft missverstandenen Vortrag treffend charakterisiert: Dieser gipfelt in der kurzen Geschichte, dass Odysseus, der exemplarisch vielgeprüfte antike Held, bei der Wahl eines

neuen, zweiten Lebens für dasjenige eines unbekannteren Durchschnittsmenschen in einem friedlichen Land optierte. Dürrenmatt denkt dabei an die Schweiz. Sie wird zwar von ihm zuvor satirisch, wie jedes andere Land, als «Gefängnis» (der jeweiligen Notwendigkeiten) gedeutet, zeichnet sich aber dadurch aus, dass jeder Insasse in seiner Rolle als Aktivbürger einen Schlüssel hat.

Der Autor dieses Artikels hat das relativ erfolgreiche «Experiment Schweiz» (man sollte es nicht «Modell» nennen) in einer kleinen Schrift mit dem Titel «Lob des Non-Zentralismus» beschrieben. Sie ist 2002 in Deutschland publiziert und dort vor allem von den (relativ dünn gesäten) Liberalen gern gelesen worden. Es gibt eine englische und sogar eine russische Übersetzung. In der Schweiz wurde die Schrift mehr oder weniger ignoriert. Die Schlussfolgerungen des vorliegenden Artikels basieren auf diesem immer noch aktuellen Text.

Zu den Gründervätern der 1848er Schweiz gehört sicher auch General Henri Dufour, der Oberbefehlshaber der eidgenössischen Trup-



pen, die den Sonderbund zu bekämpfen hatten. Sein Tagesbefehl vor dem Angriff auf Luzern ist ein humanitäres, militärisch-politisches Meisterwerk, das in der blutigen Weltgeschichte der Kriege und Bürgerkriege seinesgleichen sucht. Hier ein Ausschnitt aus dem bemerkenswerten Dokument: «Zerstört nichts ohne Not, verschleudert nichts; mit einem Worte betragt euch so, dass ihr euch stets Achtung erwerbet und euch stets des Namens, den ihr traget, würdig zeiget» (Armeebefehl vom 22. November 1847). Eigentlich war er ja als liberal-konservativer Genfer ein Föderalist (im schweizerischen Sinn) und hatte auch darum jene Sympathien für «die andere Seite», die für das friedliche politische Zusammenleben (vor allem nach einem Bürgerkrieg) konstitutiv sind.

Amerika fehlte der Mut

Die Bundesverfassung von 1848 hat das Zweikammersystem von der amerikanischen Verfassung übernommen. Ein historisch fundierter Vergleich der beiden Verfassungen der Sister Republics USA und Schweiz ginge wohl zugunsten der komplexeren und anpassungsfähigeren schweizerischen Bundesverfassung aus. Die USA sind heute de facto zentralstaatlicher als die Schweiz, wahrscheinlich wegen der in den Weltkriegen gestärkten Vormachtstellung des Präsidenten und wegen des Supreme Court. Nach der Amerikanischen Revolution fehlte der Mut, auf ein Staatsoberhaupt ganz zu verzichten und die Regierungsfunktion einem von Parlament und Volk kontrollierten Kollegium anzuvertrauen. So funktioniert der amerikani-

sche Präsident als ein vom Volk gewählter «Monarch auf Zeit», der oft mehr in seine Wiederwahl investiert als in das Wohl des Landes.

Demokratische Verfassungen, das hat schon Aristoteles festgestellt, tendieren zu einer Erosion ihrer freiheitlichen Grundgedanken und unterliegen einem «historischen Verfallsprozess», der allerdings mehrere Generationen dauern kann. In den USA manifestiert sich dies heute bei der grössten verfassungsrechtlichen Schwachstelle: beim grundsätzlich fragwürdigen Verfahren der Präsidentenwahl. Diese war schon immer ein riskantes Experiment mit verschiedenen Spielarten des Populismus. Das Mehrheitsprinzip tendiert dazu, das Freiheitsprinzip auszuhöhlen, und führt schrittweise zu einem auf nationaler Ebene zentralisierten korporatistischen Begünstigungsregime. Eine Umkehr dieses Trends ist nur möglich, wenn es zu grundlegenden Reformen kommt, die umso friedlicher stattfinden können, je non-zentraler und kleinräumiger sie erfolgen.

Mit dem schweizerischen Bundesstaat von 1848 wurde ein Kompromiss zwischen Zentralismus und Partikularismus geschlossen. Das zentralistische Element, das von den liberalen Siegerparteien verfochten wurde, war institutionell schwach, aber politisch bei der Parlamentsmehrheit populär. Faktisch bestand die Schweiz jedoch aus relativ gut funktionierenden non-zentralen und äusserst dürftigen zentralen Strukturen. Das Bundesbudget und die Bundesverwaltung waren – im europäischen Vergleich – sehr klein, machtlos. Der schweizerische Bundesstaat startete mit extrem leichtem Gepäck, das heisst mit einem minimalen

Apparat von weniger als einem Dutzend professionellen Beamten, ohne direkte und indirekte Bundessteuern und mit einem Minimalbudget, das sich nur auf Zölle stützte.

Erfolgreiches Laisser-faire

Das Erfolgsgeheimnis des jungen Bundesstaates bestand in der Chance, tatsächlich als Minimalstaat anzufangen, auf der Basis einer hohen kantonalen und lokalen Autonomie und mit funktionierenden politischen Mikrostrukturen, die allerdings gerade auf lokaler Ebene mehr paternalistisch als demokratisch waren. Diese Strukturen entsprangen nicht einem gemeinsamen Willen zum «lean government» sondern der Tatsache, dass für alles andere schlicht und einfach die Mittel fehlten: kein Geld in der öffentlichen Kasse, keine Beamten, keine zentrale Bürokratie. Das Richtige wurde getan, weil die finanziellen und personellen Mittel nicht vorhanden waren, um das Falsche zu tun. In der schwachentwickelten bundesstaatlichen Zentrale herrschte aufgrund des nicht professionalisierten Milizprinzips eine Mischung aus Improvisation und Konfusion, ein Laisser-faire, bei dem beispielsweise der zentrale Zolltarif mangels entsprechender Fachleute nicht von Beamten, sondern von der Wirtschaft selbst formuliert werden musste (und darum wohl auch entsprechend wirtschaftsfreundlich ausgestattet war).

Die Schweiz des 19. Jahrhunderts war fortschrittlich, weil ihr politisches System – gemessen an den damaligen Kriterien – besonders rückschrittlich war. Das Subsidiaritätsprinzip funktionierte, weil private, lokale und kantonale Strukturen tatsächlich personell und finanziell besser in der Lage waren, öffentliche Aufgaben wahrzunehmen, als die chronisch unterdotierte Zentralverwaltung. Dies war der Hauptgrund für die Absenz jener Wirtschaftspolitik, die mit nationalökonomischen Vorwänden zugunsten der Einflussreichen und Mächtigen interveniert und damit Strukturen konserviert und die spontanen Kräfte eines Aufschwungs hemmt und lahmlegt. Staatliche Neugründungen bieten offensichtlich auch der Wirtschaft gute Startchancen, aber weniger wegen der Qualität ihrer Strukturen, sondern wegen des rudimentären zentralen Staatsapparats und wegen der in einer Startphase limitierten Möglichkeit fiskalischer Ausbeutung.



Robert Nef ist Publizist und Mitglied des Stiftungsrates des Liberalen Instituts. Er lebt in St. Gallen.

Selbstdiskriminierung der Frauen

Bei Einführung der AHV wurden sowohl Männer wie Frauen mit 65 Jahren pensioniert. Erst später wurde das Rentenalter der Frauen gesenkt. Die damaligen Argumente zeigen, wie viel die Frauen seither erreicht haben. *Von Katharina Fontana*

Niemand verzichtet gerne auf Privilegien. Oder auf politische Pfänder. So verwundert es nicht, dass die seit Jahren diskutierte Erhöhung des Rentenalters der Frauen auf 65 Jahre bei Frauenorganisationen und linken Parteien auf Ablehnung stösst. In der Herbstsession, in der sich der Nationalrat als Zweitrat mit der Sanierung der finanziell angeschlagenen AHV befassen wird, dürfte das Privileg einmal mehr nicht angetastet werden. Obschon die AHV-Rechnung mit diesem Schritt spürbar entlastet würde, laut Bundesamt für Sozialversicherungen um 1,3 bis 1,5 Milliarden Franken jährlich.

Die Frauen wurden bei der AHV nicht immer bevorzugt behandelt. Als das Sozialwerk 1948 eingeführt wurde, galt für Männer und Frauen Pensionsalter 65. Für die Männer hat sich seither nichts geändert, bei den Frauen blieb es nicht lange dabei: Mit dem Wirtschaftsaufschwung in den 1950er und 1960er Jahren wurde ihr Rentenalter 1957 zunächst auf 63 Jahre und 1964 auf 62 Jahre gesenkt.

«Starke Krankheitsanfälligkeit»

Die Begründung von Bundesrat und Parlament würde man heute als frauendiskriminierend erachten. So schrieb der Bundesrat in seiner Botschaft 1956: «Physiologisch betrachtet ist die Frau vielfach trotz ihrer höheren Lebenserwartung dem Mann gegenüber im Nachteil. Ihre Körperkräfte lassen im allgemeinen früher nach, weshalb sie oft schon vorzeitig zur Aufgabe oder Einschränkung der Erwerbstätigkeit gezwungen ist.» Und weiter: «Es besteht daher ein soziales Bedürfnis nach der Vorverlegung des Rentenalters der Frau, das sich insbesondere bei Frauen zeigt, die körperlich arbeiten müssen, aber auch ganz allgemein in der statistisch nachgewiesenen starken Krankheitsanfälligkeit älterer Frauen zutage tritt.»

Der Bundesrat sorgte sich aber nicht nur um die Gesundheit der Frauen, er wollte mit der Herabsetzung des Rentenalters auch den ledigen unter ihnen entgegenkommen. Verheiratete Frauen kamen zu jener Zeit nämlich in den Genuss einer Ehepaarrente, sobald sie 60 Jahre alt waren und ihr Mann 65 Jahre. Alleinstehende Frauen dagegen mussten bis 65 Jahre arbeiten. Mit der Herabsetzung des Pensionsalters wurde ihr Grenzalter jenem der verheirateten Frauen angenähert.

Dem AHV-Frauenprivileg liegt letztlich also die paternalistische Überzeugung zugrunde,



Muss das weibliche Geschlecht geschützt werden?

dass man das weibliche Geschlecht schützen müsse. Man kann es deshalb durchaus als Treppenwitz ansehen, dass das tiefere Frauenrentenalter heute vorab von links-feministischen Kreisen vehement verteidigt wird. Klar

Dem AHV-Frauenprivileg liegt letztlich eine paternalistische Überzeugung zugrunde.

ist: Die weibliche Physiologie kann heute nicht mehr ernsthaft als Grund herangezogen werden. Frauen haben eine robuste Gesundheit. 65-Jährige durften 2016 damit rechnen, 87,6 Jahre alt zu werden und damit 2,8 Jahre länger zu leben als gleichaltrige Männer. Zudem besitzen heute alle Frauen einen eigenständigen Rentenanspruch und gelten sozialrechtlich nicht mehr als Anhängsel des Mannes.

Als der Bundesrat 1990 die 10. AHV-Revision vorlegte, wollte er am tieferen Frauenrentenalter festhalten. Nun argumentierte er nicht mehr mit der körperlichen Schwäche, sondern mit den Verhältnissen in Gesellschaft und Wirtschaft. «Hier lassen sich noch zahlreiche und wichtige Benachteiligungen der Frauen feststellen», meinte die Landesregierung in ihrer Botschaft. Sie verwies beispielsweise auf die bescheidene Anzahl von Frauen in Chefpositionen und auf den tieferen Anteil bei den Maturanden oder den Akademikern. Das Parlament folgte dem Bundesrat indes nicht und sprach sich angesichts der demografischen Fakten schrittweise für eine Erhöhung des Frauenrentenalters aus: 2001 wurde es auf 63 Jahre angehoben, 2005 auf 64 Jahre.

Seither sind mehrere Anläufe gescheitert, für eine vollständige Gleichstellung zu sor-

gen. Häufig ist zu hören, dass sich an der Benachteiligung der Frauen noch nichts geändert habe und das tiefere Rentenalter eine Art Kompensation darstelle. Im Bereich der Ausbildung lässt sich dies klar widerlegen. In den letzten dreissig Jahren haben die Frauen hier kräftig aufgeholt und die Männer bei den Maturitätsquoten inzwischen überholt:

Bei den Maturitätsquoten haben die Frauen die Männer inzwischen überholt.

24,5 Prozent der Schülerinnen absolvierten 2017 die gymnasiale Matura gegenüber 17,3 Prozent der Schüler. Dieselbe Entwicklung zeigt sich auch an den Universitäten: Von den 2017 erzielten Masterabschlüssen entfallen 51 Prozent auf Frauen. Das Argument, dass die Gleichstellung bei der Ausbildung noch nicht erreicht sei, zieht also nicht.

Viel Herz für Frauenpostulate

Von Frauenseite heisst es weiter, dass man erst dann Hand zu einer Anpassung biete, wenn Frauen gleich viel verdienen wie Männer. Allerdings steht auch diese Position auf ziemlich wackligem Fundament. Zum einen ist umstritten, wieweit die tieferen Einkommen der Frauen tatsächlich auf eine Diskriminierung zurückgehen oder auf freiwilligen Lebensentscheiden beruhen. Zum andern könnte man mit gleichem Recht einwenden, dass die Militärdienstpflicht der Männer oder ihr kürzeres Erdendasein ebenfalls gute Gründe wären, sie mit einem tieferen Rentenalter zu belohnen.

Kommt hinzu, dass die Politik in der letzten Zeit schon viel Herz für Frauenpostulate gezeigt hat. So sprach sich der Nationalrat kürzlich für die Einführung einer Frauenquote für die Chefetagen privater Firmen aus; im Ständerat dürfte die Quote ebenfalls eine Mehrheit finden. Zudem ist davon auszugehen, dass im Schweizer Arbeitsmarkt eine Art Lohnpolizei Einzug halten wird. Der Ständerat hat sich bereits für obligatorische Lohnanalysen in grösseren Unternehmen ausgesprochen, die Nationalratskommission will ihm folgen.

Man kann es drehen und wenden, wie man will: Überzeugende Gründe für das tiefere Frauenrentenalter fehlen in der heutigen Zeit. In der Bevölkerung scheint die Privilegierung denn auch zunehmend auf Unverständnis zu stossen. In einer Umfrage des Meinungsforschungsinstituts GfS Bern, die im Sommer veröffentlicht wurde, sprach sich eine Mehrheit der Befragten dafür aus, Frauen ebenfalls bis 65 Jahre arbeiten zu lassen. Dieser Vorschlag wurde laut GfS nicht nur im bürgerlichen Lager, sondern interessanterweise auch auf linker Seite mehrheitlich unterstützt. ○

Idole

Der Liebste unter der Bösen

Er war der Inbegriff des Schwingers und legte sogar die Verbandsobere auf Kreuz. Der letzten Samstag verstorbene Berner Rudolf Hunsperger war seiner Zeit stets voraus. Ein Nachruf.

Wer als Journalist mit ihm in Kontakt treten wollte, hatte es zuletzt nicht einfach: «Heute sollen andere übers Schwingen reden. Ich will das Fest mit meinen Schwingerkollegen geniessen», pflegte Rüedu Hunsperger zu sagen. Er liess lieber Taten sprechen. Doch auch so (oder gerade deswegen) avancierte er zum Inbegriff des Schwingers. 1966 – im Alter von zwanzig Jahren – sorgte er am Eidgenössischen in Frauenfeld für einen epochalen Umsturz und entthronte den Titelverteidiger Karl Meli. Später sagte Hunsperger dazu: «Meli war das Mass aller Dinge. Ich steckte mitten in der RS. Aber dann überraschte ich in der Höhle des Löwen alle. So gesehen, war das mein schönster Sieg.» Gleichzeitig hielt er fest: «Für mich ist und bleibt Meli der grösste Schwinger aller Zeiten. Niemand war so lange an der Spitze.» Als Meli 2012 zu Grabe getragen wurde, gehörte auch Hunsperger zu den Trauergästen: «Auf dem Schwingplatz waren wir Gegner, daneben Freunde.»

Kampf gegen einen Bären

Die Worte waren bezeichnend. Kollegialität und Geselligkeit standen Hunsperger näher als Geltungsdrang und Gewinnoptimierung. Dabei hätte er allen Grund gehabt, sich selbst auf den Sockel zu stellen. Drei Jahre nach Frauenfeld verteidigte er in Biel die Krone mit acht gewonnenen Gängen erfolgreich. 1974 gewann er als erster Schwinger den dritten alleinigen Titel. Hätte er 1972 wegen des Todes seines Vaters nicht auf eine Teilnahme verzichtet, wäre er wohl als erster vierfacher Schwingerkönig in die Geschichte eingegangen. «Kann sein», sagte er dazu, «von meiner Form her war das mein bestes Jahr. Aber für mich war eine Teilnahme unter diesen Umständen nicht möglich. Schwingen ist nicht alles. Es gibt viel Wichtigeres im Leben.» Schon mit 28 Jahren trat Hunsperger zurück. Weshalb so früh? «Drei Königstitel haben mir genügt. Ich wollte auf dem Höhepunkt abtreten.»

In den Augen der gestrengen Verbandsobrigkeit galt Hunsperger als Rebell. Als er mit achtzehn Jahren zum ersten Mal auf dem Brünig siegte, erschien er nicht in der vorgeschriebenen Sennentracht zur Ehrung. Das Preisgeld von 700 Franken erhielt er erst nach langen Diskussionen. Im Schwingtraining spielte er auch schon mal Fussball – was damals sehr verpönt war. Als Verbandsobmann Ernst Marti von diesem Treiben hörte, nahm er den Schwingern den Ball weg. Einen spe-



Rebell: Schwingerkönig Hunsperger, 1969.

ziellen Tabubruch leistete sich Hunsperger an der Nacht des Schweizer Sports 1977, als er zum Kampf gegen einen Bären antrat. Der Verband reagierte prompt und sperrte den Frevler für das Eidgenössische in Basel – übersah dabei aber, dass der dreifache König schon zurückgetreten war. Als sich Hunsperger auch noch die Unverschämtheit erlaubte, für Radio DRS als Co-Kommentator ans Sägemehl zu treten, drohte Obmann Marti gar mit der Absage des Fests. «Das war schlimmer als im Militär», sagte Hunsperger – und amüsierte sich auch Jahrzehnte später noch immer königlich. Kommentiert habe er trotzdem – zusammen mit Mäni Weber.

Wenn Hunsperger diese Geschichten erzählte, leuchtete der Schalk in seinen Augen. Neben dem Sägemehl hatte er aber nicht immer zu lachen. Seine Popularität lenkte ihn auch in die falsche Richtung. Zwei Ehen scheiterten, als Garagist fehlte ihm der Geschäftssinn, und als Wirt musste er Konkurs anmelden.

Gesundheitlich ging es ihm immer schlechter. 2000 erlitt er bei einem Spitalaufenthalt eine schwere Blutvergiftung und schwebte tagelang zwischen Leben und Tod. Im vergangenen Sommer musste er sich siebenmal operieren lassen. Hunsperger resignierte. Er wollte sich das Leben nehmen. Vergangene Woche erlitt er einen Schlaganfall. Am letzten Samstag verabschiedete er sich in die Ewigkeit. Rüedu Hunsperger, der Populärste der Bösen, wurde 72 Jahre alt.

Thomas Renggli

Problemlöserin der Nation

Darf ich die Katze des Nachbarn füttern? Ist die Handy-Rechnung korrekt? War die Entlassung rechters? Gabriela Baumgartner kennt auf alles eine Antwort. Die SRF-Rechtsexpertin ist zu einer Institution geworden. Niemand weiss besser, wo die Schweizer der Schuh drückt. *Von Rico Bandle*

Es ist ein Fall, der sie sichtlich empört. Eine Frau wurde krank, wohl unheilbar, ihr Arbeitgeber hat sie nicht bei der Krankentaggeld-Versicherung angemeldet. Seit zwei Jahren hat die Frau kein Einkommen, nebst der Krankheit plagen sie nun schwere finanzielle Sorgen. In ihrer Verzweiflung hat sie sich an SRF und damit an Gabriela Baumgartner gewandt – wie Hunderte von anderen Menschen, die nicht mehr weiterwissen, die sich ungerecht behandelt fühlen, die ihrem Ärger Luft verschaffen möchten.

Mit ihrer einführenden, kompetenten Art ist Gabriela Baumgartner zu einer Institution geworden. Und zum heimlichen Star der SRF-Konsumsendungen «Kassensturz» (Fernsehen) und «Espresso» (Radio). Nicht immer sind die Fragen so existenziell wie bei der kranken Frau. Oft geht es um profanere Probleme: Was kann ich tun, wenn der Nachbar auf dem Balkon raucht? Darf ich das E-Bike in der Gemeinschaftsgarage aufladen? Wie beschäftige ich eine Putzfrau legal? Baumgartner nimmt jede Frage ernst. «Das ist das Wichtigste bei meinem Job: Man muss die Leute gernhaben, ihre Sorgen und Probleme ernst nehmen, auch wenn sie manchmal wie Lappalien erscheinen mögen.» Viele Anrufer seien zutiefst verärgert, zum Beispiel, weil die teure Reparatur des neuen Handys nicht von der Garantie gedeckt ist. «Oft merkt man dann, dass diese Leute noch ganz andere Probleme haben und ihre ganze Wut auf das kaputte iPhone richten», sagt sie. Die Rechtsexpertin ist in solchen Fällen

Manche Fälle sind so knifflig, dass selbst Professoren stundenlang darüber debattieren können.

auch Sozialarbeiterin. «Diese zwei Gebiete sind eng miteinander verbunden, zumal viele Probleme das Sozialversicherungsrecht betreffen.»

Ihre Gabe, juristische Probleme einfach und verständlich auszuführen, bringt Gabriela Baumgartner auch in der Fachwelt Respekt ein. Einzelne Fälle sind dermassen knifflig, dass selbst Professoren stundenlang darüber debattieren können. Sie erwähnt einen Fall, der an einem Juristenkongress für Aufsehen sorgte: Darf man nach Verlassen der Wohnung Abfall in den Gebührensack des Nachbarn stecken, der am Strassenrand steht?



«Man muss die Leute gernhaben»: Redaktorin Baumgartner.

Die Juristen sind zum Schluss gekommen, dass dies nicht rechtens sei. «Hier wird das Verursacherprinzip umgangen, das hinter den Abfallgebühren steht», erklärt Baumgartner. Geschädigter sei in diesem Fall der Staat.

Gerade die kleineren Fälle, die meist in der «Kassensturz»-Rubrik «Darf man das?» abgehandelt werden, sind die interessantesten: Darf man die Katze des Nachbarn füttern? (Nein.) Darf man bei einem Konzert den unnummerierten Sitzplatz mit der Jacke reservieren? (Nein.) Wenn eine Katze beim Nachbarn das Blumenbeet umgräbt, haftet dann der Eigentümer der Katze? (Nein.)

Von der Schulversagerin zur Star-Juristin

Gabriela Baumgartners Aufstieg zu einer der bekanntesten Juristinnen des Landes verlief alles andere als gradlinig. In der Primarschule hatte sie dermassen schlechte Noten, dass der Übertritt in die Sekundarschule (heute Sek A) gefährdet war. Der Vater schickte sie deshalb in eine private Tagesschule. Da fand sie wieder Tritt, machte den Sek-Abschluss, begann dann eine KV-Lehre bei einer Baugenossenschaft. Daneben widmete sie sich intensiv der rhythmischen Sportgymnastik, sowohl aktiv als auch als Trainerin. Dieser ballettähnliche Sport erfordert höchste Disziplin – eine Tugend, die sie in ihrem Berufsleben noch weit bringen würde.

Sie machte die Zweitwegmatura, startete mit dem Jus-Studium, daneben arbeitete sie beim *Tages-Anzeiger* als Redaktionssekretärin und schrieb Artikel über Sportanlässe. Ihr Ziel war stets, im Journalismus Fuss zu fassen. Dazu wäre ein Uni-Diplom nicht nötig gewesen. Baumgartner schloss das Studium trotzdem ab. «Es ist nicht meine Art, etwas nicht fertig zu machen», sagt sie.

Nach Ende des Studiums ging Gabriela Baumgartner als Rechtsberaterin zur Konsumentenzeitschrift *Beobachter*. Vor sechs Jahren dann der Wechsel zu SRF. Eine eigene Rechtsexpertin hatte der Sender damals noch nicht. Baumgartner entwickelte Gefässe für die verschiedenen Konsumsendungen und nahm Gesangsstunden, um ihre Stimme zu bilden. «Am Radio und am Fernsehen ist die Sprache eine völlig andere als bei einer Zeitschrift», sagt sie. Neben ihrem 80-Prozent-Pensum bei SRF bietet die beliebte Medienfrau Schreibseminare an, Kurse zur Auftrittskompetenz und sogar Meditationsseminare.

Wie haben sich die Probleme der Schweizerinnen und Schweizer über die Jahre verändert? Gabriela Baumgartner hebt zwei Entwicklungen hervor. Erstens gebe es am Arbeitsplatz kaum mehr Unfälle, dafür würden die Leute viel mehr krank. «Die Zahl der Krankheitsfälle, besonders die psychischen, hat enorm zugenommen. Dies sollte uns zu denken geben.» Der zweite Punkt betrifft den

Das bereitet Schweizern Ärger

Die fünf häufigsten Themen bei Rechtsfragen in den SRF-Konsumsendungen:

1. Arbeitsrecht: Fragen zu Krankheit und Lohn. Beispiel: Eine zu 80 Prozent Angestellte ist 50 Prozent krankgeschrieben. Heisst das nun, sie darf noch 40 Prozent arbeiten? Oder 50 Prozent? Oder: Ein Angestellter bekommt den Lohn nicht. Wie muss er vorgehen?

2. Betreibungsrecht: Jemand wird zu Unrecht betrieben. Der Eintrag im Betreibungsregister ist nachteilig, wenn man auf Wohnungssuche ist. Was kann man in dieser Situation tun, um einen Eintrag zu verhindern?

3. Kaufrecht: Jemand bestellt beim Versandhandel ein Kleidungsstück. Weil es nicht passt, schickt er es zurück. Die Sendung geht verloren. Muss der Kunde trotzdem bezahlen?

4. Mietrecht: Nach der Wohnungsabgabe kommt die grosse Rechnung. Für welche Mängel muss ein Mieter bezahlen?

5. Handwerker: Der Klassiker: Kunden lassen sich eine Offerte machen, die Rechnung ist dann aber höher als die Offerte. Muss man das akzeptieren?

Umgang von Behörden mit den Bürgern. «Diesbezüglich gab es viele Verbesserungen, seit einigen Jahren erleben wir jedoch einen Rückschritt.» Betroffen seien in erster Linie Sozialhilfebezüger. «Heute werden diese zum Beispiel oft dazu gedrängt, mit 62 Jahren die Pensionskasse aufzulösen, um Sozialhilfeschulden abzuführen.»

Ist es nicht verständlich, dass Gemeinden, die unter der rapid steigenden Soziallast leiden, Wege suchen, um das Ausgabenwachstum zu bremsen? «Absolut. Aber sie sollen sich dabei ans Recht halten!», sagt sie. Da die Rechtslage zum Teil unklar sei, würden die Behörden Sozialhilfeempfänger zunehmend dazu nötigen, Verträge zu unterschreiben. «Eine Verfügung kann man anfechten, einen Vertrag nicht.» Dieses Vorgehen finde sie nicht in Ordnung.

Kartell der Rechtsberater

So ehrwürdig Baumgartners Arbeit auch ist, sie hat auch ihre problematische Seite: Bei dieser Art von Rechtsberatung entsteht der Eindruck, der Staat sei für das Glück des Einzelnen zuständig. So etwas wie Eigenverantwortung gibt es hier nicht. Überall sind böse

Firmen, böse Sozialämter, böse Versicherungen, die die Menschen ins Elend treiben. Ist man nicht selber schuld, wenn man zum Beispiel das billigste Handy-Abo wählt und dann im Ausland in eine Kostenfalle tappt? «Auch für ein billiges Abo kann man eine anständige Leistung erwarten und muss nicht damit

«Ich finde die Verrechtlichung des Lebens schlimm. Vielleicht leisten wir dieser Tendenz Vorschub.»

rechnen, in eine Falle gelockt zu werden», sagt sie. Und fügt an: «Wer liest schon das Kleingedruckte? Ich jedenfalls nicht, ausser wenn ich beruflich muss.» Der Ärger der Leute in diesen Fällen sei real, das dürfe man nie vergessen.

Baumgartner gibt aber durchaus zu, dass ihre Tätigkeit auch negative Effekte haben kann: «Ich finde die Verrechtlichung des Lebens schlimm. Vielleicht leisten wir dieser Tendenz mit der Rechtsberatung Vorschub.» Viele Probleme am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft könnten vermieden werden, wenn man sie rechtzeitig anginge – ganz ohne Juristen.

Die Juristerei ist keine exakte Wissenschaft, entsprechend sind bei vielen Fragen mehrere Antworten möglich. Baumgartner verrät, dass sie sich in speziellen Fällen mit der Stiftung für Konsumentenschutz oder dem *K-Tipp* abspreche, so dass nicht alle etwas anderes empfehlen. Als Beispiel nennt sie den Konkurs der Modehandelskette OVS. In den letzten Wochen nahmen die Läden keine Geschenkgutscheine mehr an. Viele Kunden wandten sich in der Folge an die Beratungsstellen. «Obschon einzelne Juristen fanden, das Vorgehen von OVS sei rechtlich nicht korrekt, haben wir gemeinsam entschieden, den Betroffenen von einer juristischen Anfechtung abzuraten», sagt sie. «Die Aussicht auf Erfolg wäre für einen Kläger minim und angesichts der kleinen Beträge mit einem unverhältnismässigen Aufwand verbunden gewesen.»

Man kann also sagen: Es gibt so etwas wie ein Kartell der Medien-Rechtsberater. Und das hat durchaus eine gewisse Deutungsmacht.

Leute wie Gabriela Baumgartner, die mit herausragender Sach- und Auftrittskompetenz auffallen, sind gefragt. Alle Abwerbungsversuche hat sie aber bisher abgelehnt, auch wenn sie finanziell lukrativ waren. Sie könne hier etwas bewegen und Leuten helfen, das liebe sie an ihrem Job. Und auch ein anderer Aspekt gefalle ihr: «Dass ich durch die Fernsehpräsenz auf der Strasse angesprochen werde, finde ich schön. Ich hatte diesbezüglich noch keine einzige negative Erfahrung.»

United Colors of Beton

Mit der Brückenkatastrophe in Genua ist die Firma Benetton in eine tiefe Krise gestürzt. Der tragische Fall wirft ein Licht auf die faszinierende Saga des Pullover-Imperiums, das zu einem der wichtigsten Player des weltweiten Autobahngeschäfts aufgestiegen ist. *Von Matthias Rüb*



Sicheres Gespür für die politische Grosswetterlage»: Carlo, Giuliana, Luciano und Gilberto Benetton (v.l.).

Der Morandi-Viadukt von Genua und das Firmenimperium der Benetton-Familie sind Zeitgenossen: Produkte des *miracolo italiano*, des italienischen Wirtschaftswunders der fünfziger und sechziger Jahre. Seit einem verregneten Augusttag sind sie schicksalhaft miteinander verbunden.

Das Mittelstück der Brücke über den Fluss Polcevera stürzte am 14. August 2018 kurz nach 11.30 Uhr ein und riss 43 Menschen in den Tod. Der knapp 1,2 Kilometer lange Viadukt aus Spannbeton ist nicht mehr zu retten. Er muss vollständig abgerissen werden.

Die Geschwister Luciano, Gilberto, Giuliana und Carlo Benetton aus Treviso in Venetien gründeten 1965 ein Unternehmen für Textilien und Strickwaren, das sie kurzerhand auf ihren Familiennamen taufte. In den folgenden Jahrzehnten wuchs die Benetton-Gruppe zu einem kaum mehr überschaubaren Konglomerat von Unternehmen und Unternehmensbeteiligungen in aller Welt. Jedes der vier Geschwister häufte ein Milliardenvermögen an. Im Juli 2018 erlag Carlo Benetton im Alter von 74 Jahren einem Krebsleiden.

Die Katastrophe vom 14. August 2018 stürzte auch die Unternehmerfamilie Benetton in ihre wohl tiefste Krise. Denn die Benettos sind seit 1999 Mehrheitseigner der Aktiengesell-

schaft *Autostrade per l'Italia*, die mehr als 3000 Kilometer mautpflichtige Autobahnen in Italien betreibt. Darunter die A10, die *Autostrada dei Fiori* entlang der Blumenriviera an der ligurischen Küste von Genua nach Frankreich, zu der auch der vierspurige Morandi-Viadukt gehört.

Furor der linken Populisten

Doch wenn nicht alles täuscht, wird das gut fünf Jahrzehnte alte Benetton-Imperium den Kollaps der etwa gleich alten Morandi-Brücke überstehen. Obschon die Koalitionsregierung von linkspopulistischer Fünf-Sterne-Bewegung und rechtsnationalistischer Lega seit der Tragödie von Genua alles daransetzt, die Benettos zu Fall zu bringen.

Schon wenige Stunden nach dem Einsturz der Brücke präsentierte Verkehrsminister Danilo Toninelli von den Fünf Sternen eine erste Bussgeldrechnung: 150 Millionen Euro Strafe werde die Regierung verhängen und obendrein der Aktiengesellschaft *Autostrade per l'Italia* die Lizenz zum Betreiben der mautpflichtigen Autobahnen entziehen. Dabei obliegt es in einer Demokratie gewöhnlich den unabhängigen Gerichten, Strafen zu verhängen und nicht der Exekutive. Die Frage nach Schuld und Verantwortung lässt sich nicht so

leicht beantworten, wie sich das die regierenden Populisten in Rom vorstellen.

Welchen Anteil an der Verantwortung trägt die private Betreibergesellschaft und welchen der Staat, dem die Brücke nach wie vor gehört? Haben die Betreiber der Autobahnbrücke die allfälligen Wartungs- und Instandhaltungsarbeiten an der Brücke ordnungsgemäss ausgeführt oder diese vernachlässigt? Haben die nationalen, regionalen und lokalen Aufsichtsbehörden ihre Kontrollaufgaben erfüllt, oder

Wenn es etwas günstig zu kaufen gab, langte Gilberto im Namen des Geschwisterquartetts zu.

haben sie den üblichen Schlendrian praktiziert? Wurde womöglich schon beim Bau der Brücke vor mehr als einem halben Jahrhundert geschlundert, weil etwa die Mafia ihre Finger im Spiel hatte und die von ihr kontrollierten Bauunternehmen beim Zement für den Beton sparten? Fragen über Fragen. Die Suche nach den Verantwortlichen wird sich noch Monate, womöglich Jahre hinziehen.

Der Furor zumal der linken Populisten gegen die Benetton-Familie lässt sich nur vor dem Hintergrund der erstaunlichen Geschichte

des Unternehmens aus Venetien verstehen. Die Familie Benetton gehört zur Elite aus dem wirtschaftsstarken Norden, gegen die die Fünf Sterne, die im abgehängten Mezzogiorno ihre Machtbasis haben, seit rund zehn Jahren lautstark aufbegehren.

Luciano Benetton, Jahrgang 1935, ist der Erstgeborene unter den vier Geschwistern, die als Halbweisen in bitterer Armut aufwuchsen. Mit vierzehn Jahren brach er die Schule ab, arbeitete in einem Bekleidungsgeschäft. Dort lernte er nicht nur, wie man Pullover herstellt, sondern vor allem, wie man sie verkauft. 1965 gründete der flamboyante Patriarch gemeinsam mit seinen jüngeren Brüdern Gilberto und Carlo, 1941 beziehungsweise 1943 geboren, sowie mit der Schwester Giuliana, Jahrgang 1937, das Familienunternehmen. Das Geschwisterquartett ergänzte sich von Beginn an optimal. Fürs Design der bunten Strickwaren hatte Giuliana den Blick und das Händchen. Der extrovertierte Luciano war das geborene Verkaufs- und Vermarktungsgenie. Carlo hatte schon immer eine Leidenschaft fürs Technische und überwachte die Produktionsabläufe. Gilberto war ein zuverlässiger Zahlenmensch und kontrollierte die Finanzen.

Den Aufstieg der Pulloverstricker aus Treviso zur Weltmarke United Colors of Benetton trieb vor allem Luciano voran. Mit sicherem Gespür für die politische Grosswetterlage der siebziger und achtziger Jahre präsentierte er das Unternehmen als die Qualitätsmarke für Oberbekleidung mit dem guten Gewissen. Die Pullover von Benetton wurden zum Markenprodukt des sozialdemokratischen Zeitalters: in jeder Hinsicht bunt und in politisch korrekter Passform.

Empörung aus Bangladesch

Luciano Benettons kongenialer Partner bei den Werbekampagnen in 120 Ländern war der italienische Starfotograf Oliviero Toscani. Mit seinen Fotos vom schwarzen Hengst, der eine weisse Stute bespringt, von einer schwarzen Frau, die ein weisses Baby stillt, von gemeinsam in die Kamera lachenden Kindern aus Europa und Afrika, aus Amerika und Asien schuf er das charakteristische Benetton-Marketing an der Schwelle zum Zeitalter der Globalisierung. Dazu kamen «auftrüffelnde» oder provozierende Aufnahmen von einem sterbenden Aids-Patienten, von Papst Benedikt XVI., der einen ägyptischen Imam herzt, oder von einer Nonne, die einen Priester küsst.

Dass auch Benetton seine Kleidungsstücke längst nicht mehr in Venetien, sondern in Billiglohnländern wie Bangladesch schneiden liess, erfuhr die Welt spätestens im April 2013 beim Einsturz einer Textilfabrik in Sabhar mit mehr als 1100 Toten. Wie fast alle multinationalen Textilmarken, zumal die aufstrebenden

Discountlabels, hatte auch Benetton dort unter unmenschlichen Bedingungen produzieren lassen. Zu Entschädigungszahlungen an die Hinterbliebenen fand sich Benetton erst bereit, als die Empörung aus Bangladesch den Markennamen zu beschädigen drohte.

Der war zum Zeitpunkt der Katastrophe von Sabhar freilich schon verblasst. 2002 war der Umsatz von United Colors of Benetton erstmals seit 37 Jahren zurückgegangen. Trendig wurden seit der Jahrtausendwende auf dem überaus launischen Modemarkt Labels wie H&M oder Zara, Mango oder Primark. Benetton musste Filialen schliessen, die Produktion drosseln.

Für das Familienunternehmen war es ein Segen, dass die Vermehrung der zunächst von Luciano geschafften Milliarden schon in den neunziger Jahren Bruder Gilberto übernommen hatte. Wo immer es etwas günstig zu kaufen gab, langte Gilberto im Namen des Geschwisterquartetts zu. Das Portfolio wuchs um Beteiligungen an Telekommunikationsunter-



«Der Staat geht, Benetton kommt»: Morandi-Viadukt.

nehmen wie der spanischen Cellnex, an Versicherungen wie Generali und Geldhäusern wie Mediobanca, an Industrieriesen wie dem Reifenhersteller Pirelli und an Agrarunternehmen wie Maccarese.

Eine besonders glückliche Hand hatte Gilberto bei Investitionen in die italienische Infrastruktur. Als die Regierung in Rom während der neunziger Jahre mit einer Privatisierungswelle den Staatshaushalt zu sanieren versuchte, waren die politisch bestens vernetzten Geschwister aus Treviso stets zur Stelle. «Der Staat geht, Benetton kommt», hiess es damals. Die Römer Flughäfen Fiumicino und Ciampino sowie drei Flughäfen in Frankreich gehören seither ebenso zu den überaus profitablen Infrastrukturbeteiligungen der Benettos wie Anteile am Eurotunnel-Betreiber Getlink.

Als «Bankautomat von Benetton» aber gilt das ansehnliche Aktienpaket von 30,25 Prozent an Atlantia. Der Mutterkonzern von Autostrade per l'Italia betreibt nicht nur 3000 Kilometer mautpflichtige Autobahnen in Ita-

lien sowie die dazugehörige Raststätten-Kette Autogrill, sondern dazu weitere 2000 Kilometer Maut-Autobahnen in Brasilien, Chile, Indien und Polen. 2017 machte Atlantia einen Umsatz von knapp sechs Milliarden Euro und erzielte einen Gewinn von 1,4 Milliarden Euro. Mit der angestrebten Übernahme des spanischen Autobahnbetreibers Abertis schickte sich Atlantia an, zum grössten Autobahn- und Mautkonzern der Welt aufzusteigen. Der Börsenwert von Atlantia Ende 2017 lag bei 21,7 Milliarden Euro.

Rennstall mit Michael Schumacher

Eher eine Liebhaberinvestition war der Rennstall Benetton Formula, für den Michael Schumacher 1994 und 1995 zur Weltmeisterschaft in der Formel 1 raste. 2000 kaufte dann Renault den Rennstall. Die gut 900 000 Hektar Land in Patagonien waren dagegen wieder ein Schnäppchen während einer Privatisierungswelle. Dem Ruf des damaligen Präsidenten Carlos Menem folgten 1991 zahlreiche inter-

nationale Investoren; sie kauften für wenig Geld riesige Flächen im pittoresken Süden Argentiniens. Das Weideland, auf dem heute rund 100 000 Schafe grasen und Wolle für die Benetton-Pullover produzieren, hatte der argentinische Staat einst dem indigenen Volk der Mapuche weggenommen. Die Mapuche kämpfen bis heute gegen die Benettos, die sie als Komplizen der Landräuber-Regierung in Buenos Aires sehen. Die Benettos verstärken derweil die Zäune um ihre Ländereien in Patagonien.

Gemauert hat die Unternehmerfamilie zunächst auch nach der Katastrophe von Genua. Vier Tage nach dem Brückenkollaps schickten die verbliebenen drei Benetton-Geschwister schliesslich Atlantia-Chef Giovanni Castellucci vor die Presse. Der äusserte sein Bedauern über das Unglück, wies aber die Verantwortung für die Katastrophe zurück.

Castellucci sprach den Hinterbliebenen sein Beileid aus und sagte ihnen Entschädigungen zu. Zudem stellte er Investitionen von einer halben Milliarde Euro für den Bau einer neuen Stahlbrücke über den Polcevera binnen acht Monaten in Aussicht. Vize-Regierungschef Luigi Di Maio von den Fünf Sternen wies das Angebot mit den Worten zurück: «Der Staat akzeptiert keine Almosen von Autostrade», und versicherte, das Unternehmen der Benetton-Familie werde «nie wieder Brücken und Autobahnen» betreiben. Für die vorzeitige Kündigung der erst kürzlich bis 2038 und 2042 verlängerten Betreiberverträge könnten auf den italienischen Steuerzahler Konventionalstrafzahlungen an Atlantia in Höhe von bis zu 20 Milliarden Euro zukommen.

Matthias Rüb ist Italien-Korrespondent der FAZ. Er hat diesen Text exklusiv für die *Weltwoche* verfasst.

Zeitbombe Italien

An den Märkten wächst das Misstrauen gegenüber Italien, Vergleiche mit Griechenland kommen auf. Harte Reformen oder Austritt aus dem Euro lauten die Alternativen. Aber es gibt einen dritten Weg.
Von Beat Gygi und Dorian Stroligo (Illustration)

Was liegt zwischen Italien und Deutschland? Klar, die Schweiz, aber genauso auch eine Kennzahl der Finanzmarktprofis: der Spread. Nach den Sommerferien kommt der Wertpapierhandel wieder auf Touren, und die Kursausschläge an den Finanzmärkten werden nervöser, weil Schwachstellen in der Euro-Zone plötzlich wieder deutlicher ins Auge springen als in der bleiernen Sommerhitze. Das dritte und vielleicht letzte Rettungsprogramm für Griechenland ist gerade ausgelaufen, ohne dass das Land grundlegend fitter geworden ist. Nun gerät Italien stärker ins Scheinwerferlicht. Das Land weckt nicht nur wegen des Zusammenbruchs der Autobahnbrücke und des Vertrauensverlusts in öffentliche Einrichtungen Ängste, sondern auch wegen seiner finanziellen und wirtschaftlichen Lage.

Angstmesser ist der Spread, die Differenz zwischen italienischen und deutschen Schuldzinsen. Heute muss Italien für Anleihen mit zehnjähriger Laufzeit am Kapitalmarkt den Investoren 2,8 Prozent mehr Zins versprechen als Deutschland, sonst gibt es kein Geld. Vergrößert sich der Spread, ist das ein Alarmzeichen dafür, dass Investoren in Bezug auf Italien zunehmend mehr Angst haben, dass sie ihr Geld nicht zurückerhalten würden, als bei Deutschland – nicht zu reden von der Schweiz, wo der Bund fürs Geldannehmen Negativzinsen einnimmt. Italienische Zeitungen zeigen zurzeit in zackigen Grafiken, wie der Spread in letzter Zeit in die Höhe geschneit ist, ja gar «auf den höchsten Stand seit dem furchtbaren Jahr 2011». Während der Euro-Krise von 2011 hatte dieser Strafzuschlag fast 6 Prozent erreicht und an den Märkten wilde Hektik ausgelöst.

«Atmende Währungsunion»

Die deutsch-italienische Zinsdifferenz beschäftigt nicht nur Finanzprofis, sondern auch Italiens Bürger. «Lo spread» gehört als Reizwort zum Alltagswortschatz der Italiener und wird oft in moralisierendem Unterton als Vorwurf oder Kampfbegriff verwendet, ungefähr nach dem Motto: «Diese Ausländer reden unser Land schlecht, verlangen von uns Wucherzinsen, und wir leiden darunter.» Pikanterweise sind es auch gewichtige deutsche Stimmen, die die Scheinwerfer auf das Italien-

Problem lenken. Hans-Werner Sinn, bis 2016 Chef des Münchner Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung und Ökonomeprofessor an der Universität München und nun an der Universität Luzern, sagte kürzlich in einem Zeitungsinterview einen «heissen Herbst» voraus, sollte die italienische Regierung ihre Pläne wahr machen, die auf mehr Sozialleistungen, höhere Staatsausgaben und zugleich Steuersenkungen abzielten und somit ein steigendes Staatsdefizit erwarten liessen. Sinn forderte eine «atmende Währungsunion», aus der Länder auch austreten könnten.



Ökonom Vaubel.

Soll das Land wieder eine eigene Währung einführen?

Sein Nachfolger in München, Clemens Fuest, sagte in einem Radiointerview, dass Italien zwischen Pest und Cholera wählen müsse: entweder schmerzhaft Reformen durchziehen und in der Euro-Zone bleiben oder aus dem Euro austreten. «Uscitalia» ist auf Twitter schon als Hashtag etabliert. Der emeritierte Mannheimer Ökonomeprofessor Roland Vaubel hat kürzlich auf der Plattform «Ökonomenstimme» unter dem Titel «Italien am Abgrund – von Griechenland lernen» seinerseits erläutert, in welchem schwerem Dilemma Italien stecke.

Woher kommt die Angst vor diesem Land? Auf den ersten Blick hängt sie damit zusammen, dass Italiens Nettoschulden mit rund 132 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) noch schwerer sind als die 116 Prozent aus dem Krisenjahr 2011 und sich damit noch weiter von der 60-Prozent-Marke entfernt haben, die im Wachstums- und Stabilitätspakt des Maastricht-Vertrags als langfristige Obergrenze festgelegt ist. Nur Griechenland mit seiner 180-Prozent-Schuldenquote steht in der Euro-Zone noch schlechter da als Italien. Moment, so schlimm ist es nicht, hört man von Marktteilnehmern. Martin Lück, Chef Kapitalmarktstrategie für den deutschen Sprachraum und Osteuropa bei Asset-Manager Blackrock, sieht Italien keineswegs in einer ähnlichen Lage wie damals Griechenland. Er weist darauf hin, dass die italienische Politik schon etliche Reformen des Arbeitsmarkts und des Rentensystems eingeleitet habe und zudem seit langem fähig sei, auch bei einem hohen Schuldenstand Primärüberschüsse zu erreichen, also die Finanzlage unter Kontrolle zu hal-

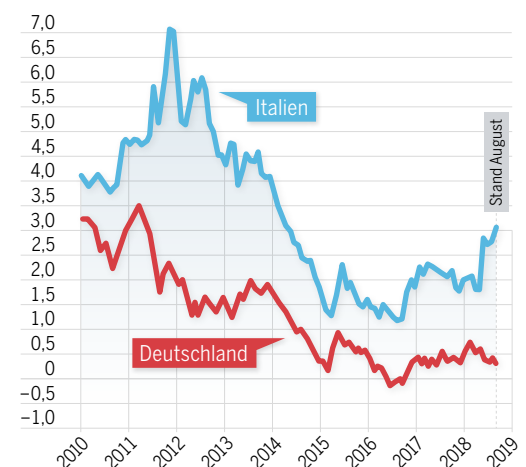
ten. Die heutige Regierung spiele zwar mit einem Zurückdrehen der Reformen, aber die von der EU in jüngerer Zeit eingerichteten Kontrollmechanismen zur strengeren Überwachung der Finanz- und Wirtschaftspolitik ihrer Mitgliedsländer sei nicht ohne Wirkung. Andere Beobachter erinnern daran, dass die italienischen Schulden ziemlich lange Laufzeiten hätten und ein grösserer Spread ja nur die Neuaufnahme von Kapital, also kleine Tranchen, betreffe. Allerdings kann sich das Zinsproblem verschärfen, wenn die Europäische Zentralbank (EZB) irgendwann das allgemeine Zinsniveau heben sollte.

Doppeltes Problem

Es geht in Italien jedoch um viel mehr als um Schulden. «Italien steht vor einem doppelten Problem», schreibt Roland Vaubel. Staatliche Überschuldung mit Risikoaufschlägen am Kapitalmarkt sei das eine; das andere Problem bestehe darin, dass die Wirtschaft nicht mehr wettbewerbsfähig sei. Italien sei mit einer Arbeitslosenquote von 11 Prozent heute schlimmer dran als seinerzeit Griechenland mit knapp 10 Prozent, und das Pro-Kopf-Einkommen der Italiener sei heute nicht höher als 1999, während die Deutschen zurzeit auf einem Wohlstandsniveau lebten, das um einen Viertel über dem damaligen liege. Das bedeutet im Grunde genommen, dass die ganze Zeit unter dem Euro für Italien zwei verlorene Jahrzehnte darstellt. Der mit Tricks

Deutsch-italienischer Kontrast

Rendite von Staatsobligationen mit 10 Jahren Laufzeit, in Prozent: Deutschland im Vergleich mit Italien seit 2010



QUELLE: TRADING ECONOMICS

Italien muss 2,8% mehr Zins versprechen.



Gewerkschaften und Bürokraten vernichteten Produktivität.

und Emotionen erkämpfte Beitritt zur Währungsunion hat netto grossen Schaden gebracht. Nach Vaubels Einschätzung war vor allem fatal, wie Gewerkschaften und Bürokraten in Italien die Kosten der Wirtschaft viel stärker als in Deutschland in die Höhe getrieben und so Produktivität vernichtet hätten.

Was heisst nun «von Griechenland lernen»? Nach Vaubels Worten steht die italienische Regierung vor der gleichen Frage wie damals die griechische: Soll das Land aus dem Euro austreten, eine eigene Währung – etwa die neue Lira – einführen und diese abwerten? Der andere Weg bestünde darin, im Euro zu bleiben und die Wirtschaft aus eigener Kraft wieder fit zu machen, vor allem durch Kostensenkungen im Inland, durch die sogenannte interne Abwertung. Dieser Weg wäre jedoch sehr schmerzhaft und für Politiker ein Gräuel, denn die Rosskur wäre wohl mit einem Einbruch des Sozialprodukts um etwa ein Viertel verbunden. Vaubel erinnert daran, dass Silvio Berlusconi und die Lega Nord eine Parallelwährung erwogen hätten. Er legt dar, wie deren Einführung das Land an den internationalen Märkten auf einen Schlag wieder wettbewerbsfähig machen und über höhere Steuereinnahmen auch eine Schuldenreduktion ermöglichen könnte – vor allem wenn zudem

die Euro-Auslandschulden nach italienischem Recht eingetragen würden und deren Umstellung auf die neue Lira zugleich einen Schuldenschnitt bedeutete.

Aber nach allen Erfahrungen mit der EU ist es klar, dass Italien einen dritten Weg aus dem Dilemma suchen wird – einen Weg ohne Schmerzen, abseits von Pest und Cholera,

Die ganze Zeit unter dem Euro stellt für Italien zwei verlorene Jahrzehnte dar.

aber auch ohne Heilung. «Von Griechenland lernen» kann man ja auch anders interpretieren, die griechische Regierung hat ja vorge-macht, wie ein Problem-land es schafft, die Gemeinschaft der EU zu seinen Gunsten einzuspannen und mit deren Geld die Notlage zu übertünchen und unangenehme Reformen aufzuschieben. Italien hat bisher keine EU-Rettungskredite erhalten, aber die EZB hat schon enorme Summen eingesetzt, um dem Land ab 2011 via Wertpapierkäufe riesige Schulden abzunehmen und durch die anhaltende Tiefzinspolitik den Schuldendienst des Landes geringzuhalten.

Sinn wie auch Vaubel sind der Ansicht, dass Frankreich, Italien und andere Südländer

Deutschland bedrängen können, eine Transfereunion einzurichten, um Italien zu stützen und so im Euro zu halten. Dieses Bailout brächte aber keinerlei Fitness, sondern einen Schlendrian auf Kosten der anderen. Im EZB-Rat ist der Süden, der für Tiefzinsen und Geldflut ist, stärker vertreten als der Norden. Die Lega forderte soeben, die EZB solle zur Abwehr von Spekulanten via Interventionen die Zinsdifferenzen in der Euro-Zone 1,5 Prozentpunkte begrenzen, sonst werde der Euro auseinanderbrechen.

Das ist nicht nur leeres Gerede. Italien ist im Euro-System insofern in eine starke Position gekommen, als es heute riesige Vermögen quasi in Geiselschaft hat und damit vor allem Deutschland gegebenenfalls erpressen kann. Dahinter steckt der Zahlungsverkehr im System der europäischen Zentralbanken. Wenn beispielsweise Siemens aus Deutschland eine Anlage nach Rom verkauft und dafür 50 Millionen Euro erhält, bezahlt Rom diese Summe via Geschäftsbank an Italiens EZB-Stelle. Die EZB weist dann die deutsche Filiale, die Bundesbank, an, diese Summe via Geschäftsbank an Siemens auszuzahlen. Im EZB-System selber fliesst aber nichts nach Deutschland, es wird nur notiert, dass der Deutschland-Teil etwas vom Italien-Teil zugut habe; Italien hat eine Verpflichtung im Buch, Deutschland eine Forderung. Das sind die Target-Salden, die heute so stehen, dass Italien den andern Euro-Partnern 470 Milliarden Euro schuldig ist und dass Deutschland über 900 Milliarden von andern zugut hat.

Aber das Geld hat Deutschland eben nicht, nur das Versprechen. Gemäss Spielregeln lässt man diese Target-Salden stehen, die Fälligkeit wurde auf ewig, die Verzinsung auf null gestellt. Und sollte Italien aus dem Euro austreten, würde wohl nichts mehr bezahlt. Pikanterweise sind die deutschen Target-Forderungen zu einem guten Teil dadurch entstanden, dass die Ausländer deutsche Exporte gekauft haben – im Grunde genommen ist die Bezahlung dieser Lieferungen an Deutschland also erst auf dem Papier versprochen. Sinn rechnet nicht damit, dass diese Forderungen je getilgt werden. In Deutschland gilt das Thema vielerorts als tabu, einzig der CDU-Wirtschaftsrat hat kürzlich den Finger daraufgelegt.

Auch Frankreich hat einiges in der Hand, um Deutschland zu einer stärkeren Vergemeinschaftung der Finanzpolitik zu drängen. Im Herbst 2019 gibt Draghi den Posten des EZB-Präsidenten ab, und Deutschland hat grosses Interesse daran, diese Stelle zu besetzen. Beobachter vermuten, dass Merkel gegenüber Macron einige Konzessionen machen muss, wenn ein deutscher Vertreter, allerdings wohl kaum der unwillkommene Bundesbank-Chef Jens Weidmann, an die EZB-Spitze kommen soll. ○

Zauberworte und Sächsische Schweiz

Die freiheitsliebenden Sachsen haben eine schlechte Presse. Zu Unrecht. Im zweiten Teil unserer Reportage über den anderen deutschen Freistaat treffen wir eine couragierte Buchhändlerin, namhafte Schriftsteller und einen grossartigen Künstler, dessen Leben ein Romanstoff ist. *Von Matthias Matussek*

Unter den in der Dresdner Völkerschlacht neuerdings Geächteten nimmt Susanne Dagen, die Buchhändlerin, eine besondere Stelle ein. Geächtet, seit ein *Spiegel*-Reporter, selber aus der DDR, der nach der Wende schnell im Westen Fuss gefasst hatte, sie als «Pegida-Sympathisantin» brandmarkte und damit im damaligen Klima zum Abschuss freigab. Die Folge: massive wirtschaftliche Einbrüche und gesellschaftliche Ächtung, «was noch schlimmer ist».

Sie ist ein weissblonder Elf mit dem Kampfgeist einer Bärenmutter – ihr weinumrankter Buchladen im Dresdner Stadtteil Loschwitz, den sie mit ihrem langhaarigen stoischen Kölner Lebensgefährten Michael führt, Typ Bassist einer Heavy-Metal-Band, wurde mit Preisen überhäuft, «Beste Buchhandlung des Jahres», mehrfach. Bei ihr bestellte das Dresdner Bürgertum, jene, die den «Turm» des gleichnamigen Romans von Uwe Tellkamp bevölkern.

Lauschiger Innenhof mit daran anschliessender grosser Küche, das alles eher toskanisch. Angrenzend der Saal, der bei den abendlichen Le-

Alle wollen plötzlich reden – es scheint gewaltigen Nachholbedarf zu geben.

sungen wie das festliche Deck eines Fantasieschiffes in die Nacht leuchtet. Kapazität: rund achtzig Literaturhungrige, Debattiersüchtige. Ich habe dort gelesen. Sie hatte meinen «White Rabbit» auf den Titel ihres Programmheftes für den Sommer gesetzt – daraufhin beendeten die städtischen Bibliotheken ihre seit Jahren bestehende Zusammenarbeit mit ihr.

Die Kulturbürgermeisterin Klepsch von der Linken verteidigte im Gespräch die Massnahme damit, dass Susanne Dagen «politisch nicht neutral» sei. Ist es das, was Klepsch in der *Zeit* «Frieden in der Stadt» und «Kitt in den Rissen» nannte?

Er rudert wie alle

Alle wollen plötzlich miteinander reden, denn es scheint nach dem ideologischen Kontaktabbruch gewaltigen Nachholbedarf zu geben. Mittags hatte Ministerpräsident Kretschmer beim Essen über Konservatismus diskutiert, mit Dagen und ein paar anderen, etwa ihrer Freundin Antje Hermenau, die die Grünen in Sachsen gegründet und mittlerweile wieder verlassen hat, weil sie «zur Sekte wurden». «Hermenau ist ein Kracher», sagt Dagen. Ich

habe sie kennengelernt, Dagen hat recht. Gerade baut Hermenau einen sächsisch-syrischen Wirtschaftsverband auf und schiebt rund zwanzig weitere Projekte an.

Was den Ministerpräsidenten angeht, nun, er rudert wie alle, um der AfD Stimmen abzugraben. Dagen fragte ihn: «Auch ich fühlte mich in der CDU des Wahljahres 2017 als Konservative heimatlos und habe meine Wahlentscheidung anderweitig getroffen. Was werden Sie tun, um mich zurückzugewinnen?»



«Ein Kracher»: Buchhändlerin Dagen.

Alle paar Tage schaut der Schriftsteller Uwe Tellkamp vorbei. Die vielbesprochene Diskussion zwischen Tellkamp und Durs Grünbein hat Dagen mit vorbereitet. Thema: «Freiheit der Meinung». Grünbein, im hellen Anzug mit Stiefeletten und Söckchen, begann mit einer freischwebenden Erinnerung an die griechische Polis. Tellkamp beschränkte sich auf eine Aufzählung von Zensurmassnahmen gegen Künstler und Kapitulationen vor der Islamisierung in der Gegenwart (Polygamie, Kinderehen usw.).

Tellkamp erwähnte die auslöschende Fassadenübermalung eines Gedichtes des Schweizer Eugen Gomringer aus Gründen politischer Korrektheit. Gomringer, 93, gilt als Erfinder der konkreten Poesie («Wörter haben nicht nur semantische, sondern auch grafische Qualitäten»). Grünbein, der Rilke-Bauchredner, der

durchaus seine Fans hat, unterlief Tellkamps Zensurargument in einem Merkel-typischen Seitenschritt: Das Gedicht des Kollegen sei doch nun viel schöner aufgehoben am Haus in Gomringers oberfränkischem Wohnort Rehau.

Bis auf den letzten Platz war der Kulturpalast besetzt, ein Spektakel der Dresdner Völkerschlacht, denn es ging um die Bruchlinie der Demokratie. «Begriffsmilitärische Abwehr- und Austreibungsaktionen» sah Alexander Kissler, Journalist bei der Zeitschrift *Cicero*, bei jenen, die in Tellkamps Hinweisen auf eine islamische Invasion in unsere Kultur und unser Sozialsystem ein «Wahngebilde» sahen, und Durs Grünbein nutzte danach noch die *Süddeutsche Zeitung* und die *Zeit* grossräumig für Nachhutgefechte.

Tellkamp begnügte sich mit 273 Zeichen, die noch nicht einmal von ihm selber stammten. Er unterschrieb eine «Erklärung 2018», in der gegen den fortdauernden Rechtsbruch an der Grenze protestiert und das Recht auf Demonstrationen gegen die Regierung eingeklagt wird.

In der Diskussion um Meinungsfreiheit ging es auch um die Vorgänge auf der Frankfurter Buchmesse. Buchmesse-Leiter Boos hatte den «rechten Verlagen» ein Areal zugewiesen und einen Demonstrationzug dorthin angeführt. In der folgenden Nacht wurden die Stände des Antaios-Verlages und der Rechtsintellektuellen-Zeitschrift *Tumult* ausgeraubt und verwüstet und wie Toilettenwände mit Penissen beschmiert. Anderntags marschierte während einer Diskussion die sogenannte Antifa mit Trillerpfeifen auf und prügelte, worauf Susanne Dagen eine «Charta 2017» auflegte und gegen die Einengung der Meinungsfreiheit protestierte.

Kursbuch der neuen Rechten

Man darf alles sagen? Nun, der Suhrkamp-Verlag distanzierte sich nach der Diskussion öffentlich von seinem Autor Tellkamp.

Susanne Dagen in ihrer Hobbit-Buchhandlung, wir sitzen auf Korbstühlen in einer Fensterbank. Sie hat alles im Griff, auch von hier aus. Das meiste hat sie gelesen und ist entsprechend beratungsfähig. Da die Biografien, hier Romane, dort politisches Sachbuch. Ein Kunde möchte Science-Fiction. «Warte mal», ruft sie durch den Laden, «da gibt's doch diesen Russen? Wie hiess der noch?» – «Stanislaw Lem», sage ich, aber Quatsch, der war Pole. «Ach», ruft sie fröhlich, «kaufen Sie sich doch einfach den *Spiegel*.» Gelächter im Ladenraum.



Wunder der Natur: die am rechten Ufer der Elbe gelegene Bastei in der Morgendämmerung.

Stippvisite bei Frank Böckelmann, dessen Vierteljahresschrift *Tumult* heute für rechte Intellektuelle das ist, was Enzensbergers *Kursbuch* 1968 für die Linke war. Brillante Essays, Forschungen und Tiefengrabungen im «Zeitgeist», einst als Zeitschriftenreihe von Foucault ange-regt, später mit Münchner Freunden wie Hanns Zischler weitergeführt, mit dem es 2015, als Böckelmann das mittlerweile legendäre Winterheft zu den Hysterien der Willkommenskultur und der islamischen Invasion verlegte, zum Bruch kam. Zischler war moralisch empört.

Mir fällt dazu Tom Wolfes Maxime ein, die er von Marshall McLuhan geklaut hatte: «Moralische Empörung ist die Standardstrategie der Idioten, um sich Würde zu verleihen.» Sie sollte, gerade bei Intellektuellen, die Analyse nicht ersetzen. Frank Böckelmann, der fein lächelnde ältere Herr, kahlköpfig wie Gottfried Benn und mit dessen Hochmutblick, in Dresden geboren, in Stuttgart aufgewachsen, lebte dann fünfzig Jahre in München – subversive Aktion mit Kunzelmann, später stiessen Dutschke und Rabehl dazu, 1968 hatte er bereits mit der marxistischen Linken gebrochen –, jetzt wieder zurückgekehrt in die Heimat. Die geräumige Wohnung mit dem spiegelblanken Parkett und den Bücherregalen bis zur hohen Zimmerdecke erinnert an Berliner Wohnungen.

Seine Frau serviert selbstgemachten Pflaumenkuchen, auch das noch, ich bin zum Mittagessen verabredet.

Auch Böckelmann hält die Links-rechts-Arithmetik für überholt, es gehe jetzt eher um Tradition und Zukunft, aber er hat die Dresdner verstanden. Sie hatten den Widerwillen gegen übergestülpte Grossbegriffe und Parolen: in der Nazizeit die «Volksgemeinschaft» mit Expansionsbedarf, danach in der DDR «Völkerfreundschaft», «Fortschritt» und der Kult um «Helden der Arbeit», jetzt «Toleranz» und «Grenzenlosigkeit» – das Volk als abstrakte Verfügungsmasse für übergestülpte Grossbegriffe.

Böckelmann nennt seine Haltung «neoreaktionär», er reagiere auf die globale und digitale Entgrenzung.

Vom französischen Philosophen Baudrillard hat er gelernt, dass es keinen Konservatismus ohne Tradition gibt, die sechziger Jahre waren den Entgrenzungen verschrieben: Drogen, freie Liebe, Reisen, Michael Rutschkys «Erfahrungshunger» heisst das Buch dazu. Doch plötzlich drehte sich die Sehnsuchtsrichtung, irgendwo anwesend sein, zu Hause sein, ankommen, Heimat, wie das Schlusswort von Ernst Blochs «Prinzip Hoffnung» lautet, auch Foucault schreibt von Grenzen.

Es lebe die Provinz, sagt er, die ohne die Tünche der grossen Gesinnungen auskommt. «Nee», die linke Kulturhoheit habe ihr Ende erreicht. «Es gibt viele von uns», führt er aus, alle Befürworter der «Erklärung 2018», die für Demonstrationenfreiheit und sichere Grenzen

plädiert: «Wir haben uns nicht nach der Rolle gedrängt, wir sind zu ihr gekommen wie die Jungfrau zum Kind.»

Jetzt muss ich wirklich los, den FAZ-Korrespondenten Stefan Locke in einem Neustädter Café treffen. «Seien Sie vorsichtig», sagt Böckelmann. Locke war mir von Biedenkopf empfohlen worden, den sie hier immer noch «König Kurt» nennen und der, wie er mir im morgendlichen Telefonat erzählte, sein Haus am Chiemsee verkauft und sich dafür eine Wohnung in Dresden zugelegt hatte, auf den Elbauen, im ehemaligen Wasserwerk, das aussieht wie ein Schloss – Kurt Biedenkopf, der ehemalige Ministerpräsident Sachsens gleich nach der Wende.

Chopins «Nocturne»

Biedenkopf wurde ungehalten, als ich Merkel als Staatsratsvorsitzende bezeichnete: «Es war christlich, was sollte sie denn machen, wir brauchen Handwerker, wir brauchen Pflegekräfte, wer soll denn unsere Rollstühle schieben in unserer alternden Gesellschaft», das Ganze also eher weniger christlich als vielmehr eine Sache der Biopolitik.

Stefan Locke, geboren in Bautzen, war fünfzehn, als die Mauer fiel. Er ist heute im besten Karrierealter, nettes, offenes Gesicht mit Brille, im marineblauen Hemd. Das Café mit Bänken auf der Strasse, Szenegegend hier, Dresdens Prenzlauer Berg. Tagesgericht ist Szege-diner Gulasch mit Knödeln für 9 Euro. Über das Tref-

fen Tellkamp-Grünbein hat Locke gleich dreimal geschrieben, er neigt dem Grünbein-Lager zu, bei uns darf jeder alles schreiben und sagen, «allerdings hätte man manchen Pegida-Rednern, die strafrechtlich relevante Dinge sagen, das Mikro abstellen sollen».

Zum Thema Meinungsfreiheit bin ich anderer Ansicht. «Ich zum Beispiel», um mal ausnahmsweise von mir zu sprechen, «da war dieser Artikel in der *Zeit*, zwei Seiten, der nahm meine Kontakte zu den <Identitären> und der AfD zum Anlass, mich auf ganz persönlicher Ebene zu diffamieren.»

«Tja», sagt Locke, «Sie haben einen prominenten Namen und damit viel Verantwortung, was Sie sagen und wo Sie auftreten.» – «Aber man muss doch prinzipiell mit jedem reden dürfen in einer Demokratie.» – «Sicher, allerdings muss man auch bereit sein, die Reaktionen zu ertragen.»

Unbarmherzig, kompromisslos dieser Locke, trotzdem übernehme ich die Rechnung. Wir plaudern über schmelzende Auflagen der Ta-

Unbarmherzig, kompromisslos dieser Locke, trotzdem übernehme ich die Rechnung.

geszeitungen, auch die *FAZ* ist da nicht ausgenommen, und über Dresden und die glorreiche Vergangenheit. Locke erinnert sich an die aufwendige DDR-TV-Serie «Sachsens Glanz und Preussens Gloria», gedreht nach Motiven der Romane von Józef Ignacy Krasiński. Sein Museum ist in der Nähe», sagt er.

Nichts wie hin, in der sengenden Mittagssonne die Strasse runter, der Priessnitz entlang, hier im Herzen der BRN, der Bunten Republik Neustadt, deren schwarzrotgoldene Flagge in der Mitte ein Mickymaus-Kopf zielt. Auch hier brutale Gentrifizierung: Der ehrwürdige Nightclub «Epi D'or» ist humorlos mit Brettern vernagelt, die Bunte Republik verfügt stattdessen über ein eigenes Museum. In einem schattigen Wirtsgarten geht der Koch Rechnungen durch. Das Museum? Unwirsche Antwort: «Haupteingang um die Ecke.» Wie viele Stockwerke? Er hebt drei Finger. Ist man schnaufend oben angelangt, informiert ein Schild: «Nur sonntags geöffnet».

Schöne Bürgerhäuser, die meisten mit Graffiti mit aufgepumpten Silberbuchstaben wie Reviermarkierungen. An einer Strassenecke zwei unverdrossene SPD-Mitglieder, die Plakatständer an Laternen befestigen mit der Aufschrift «Wir müssen reden». Ich bleibe stehen, lächle. «Beim nächsten Mal geht es um Hebammen.» Hat er tatsächlich auf meinen Bauch geguckt? Na ja, die SPD ist in Sachsen eine Kleinpartei.

Endlich in einer schattigen Allee das Museum. Petersburger Pastellgrün, rothölzerner Erker im ersten Stock, mächtige Kastanien davor,

im Hof rote Geranien auf hellem Kies, in der Luft eine «Nocturne» von Chopin. Das Museum berichtet über Krasińskis Widerstandsvita, seinen Traum von der Wiedergeburt der Nation, die Teilnahme am Aufstand von 1830.

Es sind die Sieger, die Geschichte schreiben, aber die Widerständler und Poeten, die romantisieren. Sein Nussbaumschreibtisch, sein Pastell von Pompeji, alles ganz wunderbar, aber beeindruckend die Foto-Sonderausstellung über die schlesischen Friedenskirchen. Welche Pracht!

Und welch prächtige polnische Museumsfrauen, die den müden Wanderer im Innenhof mit offenwärmem, karamellisiertem Apfelkuchen und Kaffee versorgen. Er möchte hier nie wieder weg. Doch er muss, denn er ist zum Abendessen verabredet mit dem Lyriker und Widerständler Jörg Bernig in Kötzschenbroda bei Radebeul, wo Karl Mays Mausoleum besonders tschechische Touristen anzieht.

Die Romantik des Widerstands

Jörg Bernig war 2016 durch seine «Kamenzer Rede» unter Beschuss geraten. «Habe Mut ... Eine Einmischung» nannte er sie. Der Mitteldeutsche Rundfunk (MDR) wollte sie, anders als die der Vorgänger, nicht senden. Nach massiven Zuhörerprotesten knickte der Sender nach Monaten ein und schickte eine ausdrückliche Distanzierung voran, sozusagen den Beipackzettel, betreutes Denken. Warum war die Rede gefährliches Gift? Bernig nahm den kantschen Aufklärungsbegriff wörtlich. «Sapere aude», vertrau deinem Verstand, befrei dich aus der Unmündigkeit, aus derjenigen, der Mehrheitsmeinung hinterherzutrotten.

Und dann nahm er Mass und zerpflückte in einem dialektischen Feuerwerk die merkelsche Flüchtlingspolitik, die Selbstaufgabe als Nation sowie die Ringparabel aus Lessings «Nathan», diese fromme Wunschprojektion satter und im Grunde gleichgültiger Bildungsbürger, die der Gleichheit aller Religionen huldigen. Und kam mit der unbequemen Erkenntnis, dass sich die Religion Saladins längst als einzig seligmachende definiert und sich vor jene Nathans und des Tempelherrn gesetzt hat.

Islam sticht Christentum und Judentum, denn er ist keine Religion, sondern eine Eroberungsdoktrin.

Doch noch mit einem weiteren Text gab es Probleme. Mit seinem Essay «Zorn allenthalben». Zorn über die vielen «Einzelfälle», die Messerattacken, die auch ihm bekannte Frauen betrafen. (Völlige Sicherheit könne man nicht erwarten, ist der Kommentar der deutschen Regierungschefin.) Zorn über den muslimischen Antisemitismus. Zorn aber vor allem über eine Politik, der die Kultur der zu uns Drängenden völlig egal scheint, die weder ihre religiösen noch ihre atavistischen Sittengesetze zu interessieren scheinen.

Auch dieser Text, geschrieben im Sommer und Herbst 2015 und lange vor dem «Bata-

clan»-Massaker in Paris, wurde von Redaktionen abgelehnt, wochenlang; bis sich nach Zögern und Zaudern die *Sächsische Zeitung* dann doch getraute, ihn zu drucken – zur Wintersonnenwende 2015.

Wie heisst es bei Karl Valentin? «Mögen hätt' ich schon wollen, aber dürfen hab ich mich nicht getraut.»

Bernig wartet vor der Kirche auf mich; weisser Leinenanzug, Brille über scharf gekerbten Gesichtszügen, Strohhut – ein Doppelgänger Hermann Hesses, der ebenfalls ein die Gesellschaft verstörender Sprengmeister und Einzelgänger gewesen war. Und ein Romantiker. Sein Steppenwolf, der Harry Haller – ein Radikaler.

Eines scheint die sogenannten neuen Rechten zu einen – ein tiefsitzendes romantisches Sehnen und ein Trotz gegen die Welt der Krämer und der Zwecke. Sollte Hollywood je ein altdeutsches romantisches Set benötigen, hier würden die Location-Scouts fündig: spitzgiebelige Häuschen und Wirtsstuben, ein lauer Sommerabend, Gäste an den Tischen, ein Idyll. Und keine einzige Burka. Wir nehmen im «Sonnenhof» Platz, einem Garten auf Buckelpflaster, unter grünen Kastaniendächern. Möglicherweise hat schon Gerhart Hauptmann hier gegessen, er war mit der Tochter eines benachbarten Industriellen liiert. Bernig hat unter Tage gearbeitet und anschliessend den Militärdienst abgerissen. Sein jüngster – auch in der Schweizer Literaturzeitschrift *Orte* besprochener – Gedichtband heisst «in untergegangenen reichen».

Und dann reden wir über Sachsens Silberminen, den Reichtum durch Bergbau und die Geister unter Tage, die Geheimnisse der Stollen und die blaue Blume der Poesie, die Heinrich von Ofterdingen dort findet. Überhaupt, Novalis' Romantikdefinition gilt noch immer: «Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es.»

Wir erinnern an die Romantiker, die goldene Horde. Die Brüder Schlegel und Caroline Schlegel-Schelling, Novalis, Fichte und Schelling

«Dresden vor uns. Noch in der Ferne, aber trotzdem greifbar nahe.»

verbringen den Sommer 1799 gemeinsam in Dresden, picknicken auf den Elbauen, besuchen die Gemäldegalerien. Caroline Schlegel-Schelling schreibt in ihr Tagebuch: «Dresden vor uns. Noch in der Ferne, aber trotzdem greifbar nahe. Seltene Augenblicke von ungeteilter Vorfreude. Dresden liegt, vieltürmig und von der Elbe geteilt, in einem weiten Kessel lieblich scheinender Berge. Die vielen Häuser liegen umher, wie vom Himmel herabgestreut.»

Und dann rezitieren wir Heine, er den «Romanzero», ich meine Lieblingspassage aus dem «Wintermärchen», weil sie dem polyglotten Emigranten Heine so unverhohlen rührend den Klang der Heimatsprache beschwört:

*Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt ich ein stärkeres Klopfen
In meiner Brust, ich glaube sogar
Die Augen begunnen zu tropfen.*

*Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zumute;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.*

*Ein kleines Harfenmädchen sang,
Sie sang mit wahren Gefühle
Und falscher Stimme, doch ward ich sehr
Gerührt von ihrem Spiele.*

Dass die einstige Migrations-Staatssekretärin Aydan Özoguz «bis auf die Sprache keine deutsche Kultur kennt», wie sie selbst sagte, mag daran liegen, dass ihr die Komik und die Melancholie und das Tiefengefühl in diesen Zeilen entgeht. Heine hat vieles kommen sehen, auch das prosaischere Industriezeitalter, wo man Tabak in seine Gedichtblätter abfüllen und Gemüse in sie einwickeln wird, und tatsächlich tauchten zum 100. Todestag des Dichters in den Gemüseläden der DDR Heine-Bilder auf. Bernig schrieb einen Aufsatz darüber.

Unser Gespräch mäandert durch deutsche Kultur, die wir mit einer Begeisterung plündern wie Kinder vergessene Schätze auf dem Dachboden, das tränenschöne «Ännchen von Tharau», und da wir schon dort oben sind, in Memel, ist Thomas Manns jetzt in Litauen liegender Sommersitz nicht weit. Dann zu den Reisebildern Handkes aus Serbien, zum «Nachsommer» von Adalbert Stifter, und es erinnert mich in der übereinstimmenden Schwärmerei und Heiterkeit – auch in der Systemkritik – an Gespräche, die ich in meinen Hippie-Jahren in Berliner Wohngemeinschaften geführt habe. Da sind die in ihrer Temperatur ähnlichen literarischen Begeisterungen, auch wenn ihre Objekte völlig gegensätzlicher Natur sind, Freude an der Tradition statt Hass auf sie, die gleichen gegenseitigen Bestätigungen. «Egal, wo man hinkam in den frühen sechziger Jahren», schrieb Hunter S. Thompson, «man war unter Freunden.» Kein Zweifel, die sogenannten neuen Rechten sind dabei, eine spannende, weil mittlerweile vergessene Traditions- und Gegenkultur zu bilden.

Felsen wie erstarrte Prozessionen

Am nächsten Morgen bin ich verabredet zu einer Tour in den Märchenteil Sachsens, in die Rübezahl-Gegend der Sächsischen Schweiz. Mein Begleiter ist Stefan Klinkigt, bildender Künstler, Designer und Fotograf, breitschult-

rig, mit weissem Kinnbart wie der «Star Wars»-Regisseur George Lucas. Er kennt die bizarren Schrammsteine im Elbsandsteingebirge, den Falkenstein und die Bastei, die Affensteine, Königstein und Lilienstein ... und die einzeln stehende Barbarine, die hochmütig ins Cunnersdorfer Tal schaut. Felsen wie erstarrte Prozessionen, wie Spuk- und Märchengestalten. Den Namen Sächsische Schweiz erhielt dieses bizarr gefaltete Kreidesandsteingebirge durch zwei Schweizer Künstler, die sich an das Juragebirge erinnert fühlten, und Stefan Klinkigt ist hier jeden zweiten Tag unterwegs. Moose über Baumstümpfen, das silberne Plätschern der Kirnitzsch, der wir durchs Tal folgen.

Stefans Klinkigts Vater hatte hier in Sachsen (damals noch DDR) eine Baufirma, die florierte, bis sie 1972 unter Honecker zwangsverstaatlicht wurde und innerhalb von fünf Jahren ruiniert war.



Kanzlerin Merkel, illustriert von Stefan Klinkigt.

niert war. Nach der Wende wollte er das Geschäft mit Partnern aus dem Westen wieder hochziehen, die sich aber leider als Gauner herausstellten. Im Sommer 1990 nahm er sich das Leben. Stefan Klinkigt hat 2016 auf Henryk M. Broders «Achse des Guten», für die er als Karikaturist und Lektor tätig ist, bewegend darüber geschrieben.

Er zeigt mir sein Heimatstädtchen Stolpen, den Turm, in den August der Starke die Gräfin Cosel, die unbedingt Kurfürstin werden wollte, einsperrte, die Napoleonstrasse, die der Namensgeber nach seinem gescheiterten Russlandabenteuer zwischen der Burg Stolpen und der Festung Königstein in nur sechs Wochen anlegen liess, um dann in den Befreiungskriegen, in der Völkerschlacht bei Leipzig, der mit 600 000 Mann wahrscheinlich grössten Schlacht der Weltgeschichte, besiegt zu werden. Und

Klinkigt zeigt mir, viel wichtiger noch, die mächtige Blutbuche am Fusse der Burg, in der er als Kind mit seinem Freund herumkletterte und wo er seine erste Zigarette rauchte.

Im Übrigen, wen interessiert noch die Völkerschlacht bei Leipzig, wenn die Völkerschlacht von Dresden doch die heute entscheidende ist. Hier begann der deutsche Kampf gegen die Islamisierung, und der ist noch längst nicht entschieden. Dieser asymmetrische Weltkrieg lässt sich nicht in einer konventionellen Schlacht entscheiden, denn der Gegner verfügt über Terroristen, die überall zuschlagen können und den eigenen Tod in Kauf nehmen. Wenn also die Bundeskanzlerin am 31. Mai 2017 verkündet: «Wir werden den Kampf gegen die Terroristen führen, und wir werden ihn gewinnen», ist das eher ein politisches Sedativum, ein Pfeifen im Walde.

Dieser Feind trifft auf eine postheroische Gesellschaft, die sich dem moralischen Universalismus und den offenen Grenzen verpflichtet fühlt, auf Werte, die der Feind für sich ablehnt. Dieser Feind trifft auf eine Gesellschaft, die das Eigene verachtet und das Fremde umarmt. Ansonsten verlässt er sich auf das, was die amerikanische Autorin Kelly Greenhill «Weapons of Mass Migration» nennt, Masseneinwanderungswaffen.

Lauernde Verschlagenheit

Stefan Klinkigt hat nicht nur das Auge für die stillen Wunder der Natur, die grüne Pracht, die Felsen, die Farne, die Griffe der Wurzeln um Felsbrocken, nein, er hat das gleiche überraschend genaue Auge für Politikergesichter, für diese Landschaften aus Hängebacken und haarigen Nasen, für Triefaugen und die hinter Fettpolstern lauernde Verschlagenheit.

Als Karikaturist gehört er zu den Bösesten und Besten seiner Zunft, er mustert die Roths und Schulzes und Merkels mit der Unbarmherzigkeit eines Grandville, der die politische Menagerie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Zeit der französischen Julimonarchie als Mischwesen aus Tier und Mensch in Lithografien festhielt.

Ein stolzer Sachse, der den Irrsinn der Merkel-Monarchie und ihre Charaktermasken aufspießt. Etwa den Irrsinn, dass sich linke Chaoten als Putztruppe für Merkel betätigen und Demonstrationen gegen sie verhindern, ausgerechnet jene, die noch vor einem Jahr anlässlich des G-20-Gipfels die Hamburger Innenstadt verwüstet haben. Eine linke Spassguerilla hat sogar die Parteizentrale der bösen CSU mit CDU-Plakaten und Merkel-Postern bepflanzt. Merkel – eine Ikone der Linken.

All diese Antifaschisten und Klimaretter und barbarischen Gutmenschen mit ihrer eigenen *terreur*, dem Tugendterror – was soll man der deutschen Politwirnis aus Sachsen schon anderes entgegenhalten als einen Spiegel?

Und lachen und lachen.

○



«Wir haben alle verloren»: Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts vor fünfzig Jahren in Prag, am 21. August 1968.

Zweierlei Frühling

Absicht und Ziele in West und Ost bei den Revolten 1968 hätten nicht weiter voneinander entfernt liegen können. Die Tragödie des heutigen Europas ist die direkte Konsequenz der Aufstände von damals.

Von *Václav Klaus*

Die Ereignisse des Jahres 1968 in der damaligen Tschechoslowakei sind für uns keine alte, lange Zeit vergessene Geschichte. Sie ist noch heute ein Teil von uns. Für jede Einschätzung der Geschichte braucht man die richtige Perspektive, die korrekten Fakten und die Absenz der ideologischen Apriori und Verwirrungen. Erlauben Sie mir in diesem Sinne, mit dieser Absicht, dazu ein paar Worte zu sagen.

Ich sollte mit der Selbstkritik anfangen. Ich habe Angst, dass wir – in der heutigen Tschechischen Republik – die notwendige Perspektive und den notwendigen Abstand nicht haben. Deshalb werden wir nur das tragische Ende dieser ausserordentlichen Ära in Betracht ziehen, nicht die positive, manches versprechende, durchaus optimistische Entwicklung, die vor diesem Moment verlaufen ist. Ich bin froh, dass ich in dieser Zeit schon als ein Erwachsener dabei sein konnte. Es war für uns, besonders für meine Generation, eine einmalige Gelegenheit, *a window of opportunity*. Wir hatten auf einmal das Gefühl, dass auch im Kommunismus etwas Hoffnungsvolles geschehen könne.

Die Ereignisse des Jahres 1968 waren nicht vom Himmel gefallen. Sie bildeten die logische Fortsetzung der Entwicklungen, die sich bei uns während des gesamten Jahrzehnts der sechziger Jahre durchgesetzt hatten. Alles hatte bereits am Anfang dieses Jahrzehntes

begonnen, zur Zeit der damaligen Wirtschaftskrise, die für uns alle – für die normalen Menschen wie auch für die kommunistischen Eliten – eine totale Überraschung gewesen war. In der zentral geplanten Wirtschaft sollte per Definition keine Krise entstehen. Das haben alle unsere Lehrbücher gelehrt.

Diese unerwartete Krise hatte zum Glück schon in der ersten Hälfte des Jahrzehntes eine relativ seriöse Debatte über die notwendigen, grundsätzlichen Veränderungen unseres ineffizienten Wirtschaftssystems hervorgerufen. Ich hatte Glück, dass ich dabei war. Ich war damals ein Jungakademiker im volkswirtschaftlichen Institut der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften, wo diese relativ radikale ökonomische Reform vorbereitet wurde.

Meine Texte wurden nicht publiziert

Die Reform wurde in der Mitte der sechziger Jahre formuliert und bereits am 1. Januar 1966 eingeführt. Ähnliche kritische Debatten – mit verschiedenen Themen – gab es in der ganzen Gesellschaft. Trotzdem war es die ökonomische Reform, die die Tür für Änderungen in allen anderen Bereichen der Gesellschaft geöffnet hatte. Es war plötzlich möglich, alles zu

kritisieren, und es gab viel zu kritisieren. Die Kultur, besonders Film und Theater, Literatur und Medien, war sehr bald relativ scharf in ihrer Kritik der damaligen kommunistischen Gesellschaft. Solche Kritik wurde im Verlauf der sechziger Jahre immer intensiver. Wir haben diese Entwicklung mit Begeisterung verfolgt.

Die wichtigen politischen Änderungen hatten aber erst im Januar 1968 angefangen. Erst in diesem Moment haben wir zum ersten Mal den Namen Dubcek gehört. Diese Abfolge der Dinge sollten wir in Betracht ziehen, sonst können wir den 21. August 1968 nicht verstehen.

Es besteht kein Zweifel, dass für uns die sowjetische Okkupation, die das Ende dieser Entwicklungen verursachte, eine absolute Tragödie war. Für die ganze Nation, für manche von uns persönlich. Die nächsten zwanzig Jahre haben wir alle verloren. Ich musste meine akademische Stelle verlassen, zwanzig Jahre lang konnte ich meinen Beruf nicht ausüben. Ich konnte nicht ins Ausland fahren, ich konnte nicht an der Universität lehren, und ich konnte nicht schreiben – oder doch, schreiben konnte ich, aber meine Texte wurden nicht publiziert. Diese Situation hat uns trotzdem geholfen. Der Glaube an den



Ex-Staatschef Klaus.

Kommunismus ging fast in der ganzen Gesellschaft verloren. Im November 1989 wollte niemand den Kommunismus retten oder verbessern. Die Verbesserung des Kommunismus war die Idee des Jahres 1968. Im Jahr 1989 strebte niemand bei uns nach dem «Sozialismus mit menschlichem Antlitz». Wir wollten auch keinen dritten Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus. Wir wollten Kapitalismus, freie Marktwirtschaft, pluralistische parlamentarische Demokratie.

November 1989 war die Leugnung des Jahres 1968, nicht seine Verwirklichung. Das haben die Menschen in Westeuropa nicht richtig verstanden. Das wollten auch bei uns die Persönlichkeiten des Jahres 1968 nicht akzeptieren. Ich musste es unserem bekanntesten Reformator der sechziger Jahre, Ota Sik, im Dezember 1989 persönlich erklären. Er hat es aber akzeptiert.

Die Entwicklung in der Tschechoslowakei in den sechziger Jahren war autonom, von uns selbst konzipiert, unabhängig von den Entwicklungen in Westeuropa und Amerika. Die damaligen Ereignisse in Westeuropa – die Barrikaden in Paris und Berlin – entstammten anderen Ideen und Ideologien, sie wurden aufgrund anderer Erlebnisse und Erfahrungen initiiert.

Was damals in Westeuropa geschah, waren nicht nur die ein paar Tage dauernde Errichtung von Barrikaden. Das Ganze war die westliche Version der Kulturrevolution. Es war ein

langsamer Aufstieg des Neomarxismus (mit Marcuse und Habermas). Es waren die ununterbrochenen Angriffe auf die menschliche Vernunft, auf den Common Sense, auf Autorität, Ordnung und Traditionen. Es waren der Einzug des Environmentalismus (Ökologismus) und dessen Versuche, uns vor die Ära der industriellen Revolution zurückzusetzen. Es war die unverantwortliche Ausbreitung der Menschenrechtsideologie. Es war die Ideologie des Multikulturalismus. Es waren die aggressiven Attacken auf das Christentum und dessen Werte. Es war die Entstehung der liberalen Ordnung ohne konservative Grundlagen.

Einzigartige Situation

Im Jahr 1968 wollten wir politische und ökonomische Freiheit, in Westeuropa wollten die Demonstranten das Ende des Kapitalismus, das Ende der freien Marktwirtschaft, das Ende der bürgerlichen Ordnung, das Ende der freiwillig respektierten Traditionen und Gewohnheiten und das Ende der bürgerlichen Moral. Diese Einstellungen konnten nicht weiter voneinander entfernt sein. Wir sollten uns bemühen, diesen Unterschied den heutigen Generationen klar aufzuzeigen.

Die Tragödie des heutigen Europas, und ich sehe die heutige Situation in Europa – ganz politisch inkorrekt – als eine Tragödie, ist für

mich die direkte Konsequenz der Entwicklungen Europas (und des ganzen Westens) in den sechziger Jahren. Die heutigen, schicksalhaften, ohne Zweifel gefährlichen Tendenzen haben bereits damals eingesetzt. Damals ist die wichtige Wende erfolgt. In der Fachliteratur spricht man manchmal sogar über «das lange Jahr 1968».

Meine letzte Bemerkung hat mit der heutigen Migrationskrise zu tun. Zuerst muss ich mich bei den Österreichern bedanken – Österreich hat vielen tschechischen Bürgern damals wirklich geholfen. Trotzdem sollten wir die damalige, ohne Zweifel einzigartige Situation mit der heutigen Massenmigration nicht vergleichen. Die alten Argumente kann man nicht für die heutige, organisierte, nicht einmalige, kein Ende versprechende Massenmigration verwenden. Diese Debatte wollte ich hier heute aber nicht weiterführen. Das wäre ein anderes Thema und Gegenstand einer anderen Rede.

Václav Klaus war von 1992 bis 1998 Ministerpräsident der Tschechischen Republik, von 1998 bis 2002 Vorsitzender des Abgeordnetenhauses und von 2003 bis 2013 Staatspräsident Tschechiens.

Der vorliegende Text ist eine leicht gekürzte Fassung eines Referats «50 Jahre Prager Frühling», das der Autor vor dem Verein zur Dokumentation der Zeitgeschichte auf Schloss Weitra, Niederösterreich, am 5. August 2018 gehalten hat.

HAINAN AIRLINES Fly Your Dreams

Hainan Airlines eröffnet eine neue Nonstopverbindung von Zürich nach Shenzhen ab 27. August
Fliegen Sie mit uns direkt nach China!

SHENZHEN ZÜRICH

25 YEARS HAINAN AIRLINES

www.hainanairlines.com
☎ 00-800-8768-9999
Hainan Airlines Global

Hainan Airlines wurde zum achten Mal in Folge als SKYTRAX 5-Star Airline bewertet. Genießen Sie einen noch komfortableren Flug mit dem großzügigen Platzangebot unserer Dreamliner B 787.

5 STAR AIRLINE SKYTRAX
TOP 10

Haudegen gegen Schöngeist

Jetzt hat der bewunderte kanadische Premierminister Justin Trudeau einen Herausforderer – den konservativen Doug Ford, den neu gewählten Provinzchef von Ontario.

Von Rolf Hürzeler



Druck von rechts: Premier Trudeau (l.), Staatsabbauer Ford.

Doug Ford ist ein Anti-Trump – zumindest in der Erscheinung. Sein kugelrunder Kopf legt den Gedanken an einen rosaroten Luftballon nahe. Der Haarschopf ist zwar blond, aber borstig. Kurz: Der 54-jährige neue Regierungschef der kanadischen Provinz Ontario hat das Charisma eines abgehalfterten Wrestlers, der in seinem Leben mehr K.-o.-Niederlagen als Siege eingefahren hat.

Dennoch mischt dieser Doug Ford jetzt die politische Landschaft Kanadas auf, eines Landes, das in den Augen vieler ein Musterstaat linksliberaler Prägung ist.

Vor einem Monat haben jedoch die Progressive Conservatives in der Provinz Ontario nach einem Wahlsieg die Regierung übernommen und machen dem liberalen Premier Justin Trudeau in Ottawa das Leben schwer: Eingeschränkte Immigration, konservative Klimapolitik und restriktive Sexualerziehung in den Schulen sind Kernpunkte ihrer Politik – sowie eine Eindämmung der Bürokratie. Seit Ende Juni gilt für die Provinzbeamten ein Einstellungsstopp, Lohnerhöhungen auf sämtlichen Etagen der Verwaltung sind gestrichen.

Die politischen Korrekturen in diesem Sommer reichen weit über die Provinz Ontario hinaus, wie der Kommentator Gary Mason vom linksliberalen *The Globe and Mail* konstatiert: «Die Zentralregierung sieht sich mit einer breiten konservativen Koalition konfrontiert,

die sich von Ontario Richtung Westen ausdehnt.» Er meint damit Interessenverbindungen zwischen den ländlichen Wahlkreisen und dem Stimmvolk in den ausgedehnten Vororten der grösseren Städte. Masons Befund ist im Hinblick auf die Parlamentswahl im Herbst nächsten Jahres von Bedeutung, die in der Provinz Ontario mit einem Wähleranteil von 40 Prozent entschieden wird.

Die Doug-Ford-Regierung widersetzt sich der von der Zentralregierung propagierten Klimapolitik, schafft den Emissionshandel ab und fährt die Wind- sowie die Solarenergie massiv zurück. Die Provinzadministration hat einen weiteren Streit mit Ottawa bei der Einwanderungspolitik vom Zaun gebrochen: Sie verlangt eine Entschädigung für die Unterkünfte von Asylsuchenden, die aus den USA den Weg in Richtung Norden suchen. Die wachsende Zahl von Zuwanderern soll massiv eingeschränkt werden. Wie immer in solchen Fällen ist indes eine kontroverse Debatte über die Zahlen ausgebrochen.

Die Zentralregierung behauptet, dass allein letztes Jahr 600 000 Anreisende zurückgewiesen wurden, jährlich mehr als doppelt so viele seit 2012. Sie räumt allerdings ein, dass sie in diesem Bereich zum Teil die Kontrolle verloren hat. So sorgt ein von Nigeria aus geführtes Verbrecherkartell in der Hauptstadt Ontarios, Toronto, regelmässig für Schlagzeilen. Ferner

will Ford den von seiner liberalen Vorgängerin eingeführten Sexualunterricht aus den Klassenzimmern verbannen.

Gratis-Marihuana

Grundsätzlich stecken hinter all den Zwisten zwischen Doug Ford und den Liberalen zwei unterschiedliche Gesellschaftsentwürfe. Ford verspricht seiner Anhängerschaft, sie vom Elend hässlicher Staatsinterventionen zu verschonen. Trudeau dagegen verspricht seiner Klientel ein besseres Leben dank der Segnungen staatlicher Eingriffe. Wer nun glaubt, all dies komme einem aus den politischen Programmen der US-Republikaner oder der italienischen Lega bekannt vor, muss sich im Einzelfall überraschen lassen: Die Doug-Ford-Administration trägt die vom kanadischen Parlament beschlossene Liberalisierung von Cannabis mit. Aber sie will den Endverkauf im Gegensatz zur Zentralregierung nicht staatlichen Institutionen überlassen, sondern privatisieren. Diese Forderung wird verständlicher, wenn man weiss, dass Doug Ford in jungen Jahren im Kleinhandel dieser Branche sein Taschengeld aufbesserte.

Ontario widersetzt sich auch der weitverbreiteten Integrationspolitik der Indigenen oder *First Nations*, wie sie politisch korrekt bezeichnet werden. Mitunter haben die Schulbekenntnisse und die «Wiedergutmachung» gegenüber den Indianern absurde Züge angenommen. Dies illustriert die Cannabis-Frage exemplarisch. Ein Teil der *First Nations* hält gar nichts von freiem Unternehmertum in dieser Sache, fordert die Gratisabgabe von Marihuana und engagierte ein PR-Büro, um das Begehren durchzusetzen. Dessen Argumentation ist stringent: «Der Stoff gehört Ihnen; es ist ein Naturprodukt.»

Aus europäischer Sicht erinnern die *Progressive Conservatives* trotz aller Vorbehalte an die amerikanischen Republikaner und Donald Trump. Doch diesen Vergleich lassen sich die Kanadier nicht bieten: Ihr Eigenverständnis beruht auch im konservativen Lager auf einer akzentuierten Selbständigkeit gegenüber den mächtigen USA, so dass es sich kein Politiker leisten könnte, Parallelen mit dem südlichen Nachbarn zu ziehen, zumal dessen Anti-Nafta-Rhetorik in Kanada schlecht ankommt. Zahlreiche Akteure propagierten dieses Frühjahr, als Vergeltung auf Ferien in den USA zu verzichten. Mit dem Ergebnis, dass die Zahl der kanadischen Touristenbuchungen ins südliche Nachbarland um einige Prozent zulegte. Bekenntnisse und Taten sind zweierlei. ○

Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'395'200.- inkl. 2 PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ufdeforch.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Sommer 2019
www.wilerbuch.ch



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Attika-Mietwohnungen
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Miete 4'350.- p.Mt., Kauf 1'930'000.- Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.lagovista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Herbst 2019
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ridere-bachenbuelach.ch



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis 1'765'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.belleterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.duo-dietikon.ch



4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 1'278'600.-, Bezug nach Vereinbarung
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ und 4 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2019/20
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.ammuelibach.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhaus
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'174'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.heerenweg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch




3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.leuberg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies-glattbrugg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'790'000.-, Bezug ab Herbst 2019
www.mira-birchwil.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können? Melden Sie sich bei unserem Chef  ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Lerch&Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

You Tube

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

**EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ**


Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6
SVIT Immobilien-Messe in Zürich
29. - 31. März 2019, Lake Side Zürich

Stand August 2018



Inside Washington

Kostümprobe

Rüstet sich Hillary Clinton für einen erneuten Angriff auf Trump im Jahr 2020?

Die zweimalige Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton ist bereit für eine abermalige Zugabe auf der nationalen Bühne. Die Autorin von «What Happened», einem Lamento über die verlorenen Wahlen von 2016, will «drei intime Dinner» abhalten, wie NBC News berichtete. Offenbar sind die Einladungen für den ersten Anlass an der Bucht von San Francisco bereits verschickt. Die Stadt, in den Schlagzeilen wegen der grassierenden Probleme mit Obdachlosigkeit und Abfall, ist die Hochburg von Nancy Pelosi, der demokratischen Minderheitsführerin im Repräsentantenhaus.

Clinton, welche diesen Frühling an einer Diplomfeier in Yale eingestand, dass sie die Niederlage gegen Präsident Trump «noch immer nicht verwunden» habe, stellt die Anlässe als Fundraising für die Midterm-Wahlen dar. Doch Beobachter fragen sich, ob es sich nicht doch eher um eine Kostümprobe für einen dritten Anlauf auf die 1600 Pennsylvania Avenue handelt, wo das Weisse Haus steht.

Die Strategen der Republikaner klatschen frenetisch Beifall zu Clintons Rückkehr ins Rampenlicht. Der Sprecher der Republikanischen Partei im Kongress sagte gegenüber NBC: «Je länger die skandalumwitterte Hillary Clinton in der amerikanischen Politik mitmischt, desto schlechter wird es den Demokraten ergehen.»

Im Dezember 2017, ein Jahr nach ihrer Niederlage, erreichten Clintons Beliebtheitswerte einen neuen Tiefpunkt. Nur 36 Prozent der Befragten hatten eine gute Meinung von der ehemaligen Aussenministerin, 61 Prozent rümpften die Nase.

Zwar ist der Überdruß der Öffentlichkeit am Hause Clinton augenfällig, doch wenige Demokraten können es mit dem Bekanntheitsgrad des Namens Clinton aufnehmen; und die frühere Aussenministerin scheint entschlossen dafür zu sorgen, dass dies auch so bleibt. *Amy Holmes*



Brief aus ...

Panmunjom

Die Kulissen wackeln. Der «furchteinflössendste Ort der Welt», wie ihn Bill Clinton nannte, verliert seinen Schrecken. Wer die militärische Siedlung in der demilitarisierten Zone (DMZ) zwischen Nord- und Südkorea besucht, wie es inzwischen jährlich weit über hunderttausend Touristen tun, wähnt sich im falschen Film. Im Kopf hat man Bilder von der «bestbewachten Grenze der Welt», Waffen und Minenfeldern. Von Zwischenfällen wie einst an der Berliner Mauer. Von einem verrückten Diktator, der mit Atomsprengeköpfen zündelt und spielt wie Hitler in Chaplins Meisterwerk mit der Weltkugel. Und der vor einem Jahr seinen Halbbruder auf dem Flughafen von Kuala Lumpur nach einem genialen Drehbuch umbringen liess, in dem die zwei nichtsahnenden Mörderinnen glaubten, sie nähmen an einer harmlosen TV-Reality-Show teil.

Wir haben die Exkursion nach Panmunjom und in die demilitarisierte Zone in Seoul als Tagesausflug gebucht. In der Beschreibung wird die ökologische Vielfalt der vier Kilometer breiten Pufferzone am 38. Breitengrad gelobt. Man sieht Soldaten im Stehschritt. Sie kontrollieren – eher oberflächlich – die Pässe der Touristen. An der Überwachung des Waffenstillstands ist seit dem Ende des Koreakriegs auch die Schweiz beteiligt. Fünf unbewaffnete Offiziere sind noch verblieben. Sie schreiben täglich ihren Rapport, den niemand mehr liest, sie haben auf der Nordseite keine Partner mehr. Wenn der Briefkasten voll ist, leeren sie ihn selber.

Mit grotesker Konsequenz

Das diplomatische Protokoll und die Stafage werden mit grotesker Konsequenz aufrechterhalten. Noch zu Beginn des neuen Jahrtausends war Micheline Calmy-Rey die

erste offizielle Vertreterin einer ausländischen Regierung, die die Demarkationslinie überschritt. Sie sprach wie der erste Mensch, der auf dem Mond gelandet war: «Ein kleiner Schritt» – aber mit grossen Folgen für den planetarischen Frieden.

Noch weltfremder wirken die weiteren Stationen der Tour, die sich in nichts von den überlaufenen Destinationen des Massentourismus unterscheiden. Zu Dutzenden stehen die Busse auf den Parkplätzen der Dora-Beobachtungsstation, wo man hinter dicken Glasscheiben mit blossen Auge oder durch Fernrohre einen Blick auf Nordkorea werfen kann. Zu erkennen sind Grenzposten und Siedlungen, die die Reiseleiterin als «Propagandadörfer» bezeichnet. Souvenirs werden feilgeboten. Man kann in den dritten von vier Tunnels, die Nordkorea nach dem Waffenstillstand baute, hinabsteigen – ein Trip wie im Horrorfilm. Es geht weiter zur «Brücke ohne Wiederkehr», auf der Gefangene ausgetauscht wurden. Vorgeführt wird der Grenzübergang, durch den die Eishockeyspielerinnen nach Südkorea zu den Olympischen Spielen kamen – die Niederlagen wurden in Nordkorea unterschlagen.



Im falschen Film: Demilitarisierte Zone (DMZ) bei Seoul.

Auch den Bahnhof von Dorasan bevölkern Touristen. Er wurde für die Zukunft gebaut: Auf den Mauern sind die Anschlüsse an das chinesische Bahnnetz und die Transsibirische Eisenbahn vorgezeichnet. Vor drei Monaten, nach seinem ersten Grenzübertritt, hat Kim Jong Un die halbe Stunde Zeitunterschied zwischen den beiden Staaten rückgängig gemacht. Die allerletzten ideologischen Wahrheiten des Kalten Kriegs wackeln. Die Brücken und Strassen für die Wiedervereinigung sind längst gebaut, die Schienen gelegt. Das Szenario ist geschrieben; nichts scheinen sich die Koreaner sehnlicher zu wünschen als seine Verwirklichung. Doch niemand kann sich vorstellen, dass der Schreckensherrscher im Norden auf seine Macht verzichten würde.

Jürg Altwegg

Zuunterst in Down Under

Nur rund 160 Kilometer südlich von Melbourne entfernt befindet sich der Nationalpark Wilsons Promontory. Noch gilt «The Prom» als Geheimtipp, den sich Australienreisende nicht entgehen lassen sollten. *Von Michael Baumann*

Wer auf seiner Australienreise Melbourne im Bundesstaat Victoria besucht, dem sei ein Abstecher in Richtung Südosten ans Herz gelegt. Mit einem Mietauto erreicht man einen der eindrucklichsten Nationalparks des Landes auf guten Strassen, anfänglich auf dem South Gippsland Highway und vorbei am Yanakie Airport, ein geländegängiges Fahrzeug ist dafür nicht nötig. Lokale Reisebüros bieten mehrtägige Touren an, aber am besten erkundet man den Wilsons-Promontory-Nationalpark, umgangssprachlich auch «The Prom» genannt, auf eigene Faust. Auf diese Weise ist gewährleistet, dass man dort anhalten und länger verweilen kann, wo es einem am besten gefällt. Und Stellen, an denen man gerne innehält, gibt es eine ganze Menge.



Ursprüngliches Naturerlebnis: Whisky Bay im Wilsons-Promontory-Nationalpark.

Wombats, Wallabys und Possums

Im Vergleich zur Hektik der Millionenmetropole Melbourne kommt einem die Ruhe und Beschaulichkeit im Park, der auf einer Halbinsel liegt, schon fast paradiesisch vor. Vor allem dann, wenn man an Flora und Fauna interessiert ist. Es hat 130 Kilometer Küste, darunter etliche Strände, und ein Wanderwegnetz von gegen 80 Kilometer Länge. Die Strandabschnitte haben eine unterschiedliche Charakteristik, man findet felsige, sandige, solche in vollkommener Abgeschiedenheit und andere, wo geschwommen und sogar gesurft wird.

Am beliebtesten ist das Wandern. Die Wege führen durch Sümpfe, Wälder und Dünen sowie entlang des Tidal River an eindrucksvolle Plätze. Von denen aus hat man zum Teil einen tollen Panoramablick auf das Meer und auf die Halbinsel, zum Beispiel vom Mount Bishop oder Mount Oberon aus. Wenn man sich zur richtigen Zeit am richtigen Ort aufhält, kann man auch wunderschöne Sonnenuntergänge

beobachten. An attraktiven Fotosujets für Naturbilder mangelt es nicht.

Bemerkenswert ist die Artenvielfalt der Tierwelt. Im rund 500 Quadratkilometer grossen und 120 Jahre alten Park begegnen einem regelmässig viele der Geschöpfe, für die Australien auf der ganzen Welt so bekannt ist und wegen deren viele Touristen überhaupt anreisen: verschiedene Känguru-Arten, Koalas,

Als Sehenswürdigkeit gilt der Leuchtturm, der seit 1859 ohne Unterbruch betrieben wird.

Wombats, Wallabys, Emus, Possums, Schnabeligel und viele andere. Zum Teil sind die Tiere recht zutraulich. Füttern ist darum strengstens verboten. Mit etwas Glück lassen sich im Meer, das die Halbinsel umspült, auch Buckelwale, Killerwale, Delfine, Robben, Seelöwen und Pinguine beobachten.

Übernachtet man im Park, gibt es verschiedene Möglichkeiten, in einfachen Unterkünften wie Lodges, Hütten und Bungalows oder in Tidal River Cabins direkt am Wasser. Auch Campieren ist an speziell gekennzeichneten Plätzen möglich, im Zelt, im Wohnwagen oder im Wohnmobil. Das ursprünglichste Naturerlebnis mit der ganzen Bandbreite der nächtlichen Geräuschkulisse hat man sicherlich im Zelt.

«The Prom» wird zwar noch immer als Geheimtipp gehandelt, in der Hochsaison sind die Campingplätze allerdings meistens recht gut belegt. Da empfiehlt sich sicherheitshalber eine Reservation. Als Sehenswürdigkeit gilt auch der Leuchtturm im Südosten, der seit dem Jahr 1859 ohne Unterbruch betrieben wird. Und ganz nebenbei erreicht man auf dem Ausflug in den Wilsons-Promontory-Nationalpark, wenn man es bis an die granitene Spitze der Halbinsel schafft, South Point – und befindet sich damit am südlichsten Punkt des australischen Festlands. Oder: ganz unten in Down Under. ○

ENTDECKUNGSREISE IN AUSTRALIEN?

MIT THAI AIRWAYS NOCH SCHNELLER & BEQUEMER!
NONSTOP ZÜRICH-BANGKOK UND WEITER NACH
SYDNEY AB CHF

1070.-*

JETZT BUCHEN UNTER WWW.THAIAIR.CH ODER
ANRUFEN, WIR BERATEN SIE GERNE: TEL. 044 215 65 00

*Economy Class Tarife unterliegen Sonderkonditionen. Platzzahl beschränkt. Nur unter www.thaiair.ch buchbar.

A STAR ALLIANCE MEMBER

 **THAI**
Smooth as silk



Behetzte Rauferinnen: Eringerkühe am Ringkuhkampf in Zermatt, August 2018.



Ikone der Woche

Königin des Matterhorns

Von Luzius Theler

Sie sind von gedrungener Statur, muskulös, ungemein wendig und meist auf Zank und Zoff aus, wenn sie Artgenossinnen zum ersten Mal begegnen: Mit dem Fechtspiel ihrer Hörner und mit ihrer brachialen Kraft ziehen die Walliser Kampfkühe seit Menschengedenken die Zuschauer in ihren Bann – über 4000 kürzlich am traditionellen Sommerkampf in Zermatt.

Auserkoren wurde natürlich nicht irgendeine Siegerin an irgendeinem «Sommerstechfest», sondern eben – die «Reine du Cervin», die Königin des Matterhorns.

«Grenache» aus dem Mittelwallis lernte dieses Mal alle Rivalinnen das Fürchten. Dass sie aus dem französischsprachigen Teil des Kantons kommt, wurmte höchstens jene Oberwalliser Züchter, die selber Ambitionen auf den Titel der ersten Matterhorn-Königin gehegt hatten. Auf den Rängen genossen einheimische Kenner in schöner Eintracht mit der feinen Zermatter Klientele aus aller Herren Länder das farbenfrohe Schauspiel vor imposanter Kulisse. Und sogar das Matterhorn machte gute Miene zum faszinierenden Spiel in der Arena: Tausendfach gingen die Bilder von den schwarzen Kühen und dem weissen Gewaltsberg in die Welt hinaus.

Kampfeslust versus Milchleistung

Die Begeisterung für den Kuhkampf ist ungebrochen; eine wachsende Zahl von jungen Frauen und Männern im Wallis und darüber hinaus verschreibt sich darum der Haltung der rabiaten Wiederkäuerinnen. Dabei wäre die Kampfrasse beinahe Opfer des agrarpolitischen Optimierungswahns geworden: Schon im 19. Jahrhundert versuchten Agrarbürokraten, den wenig produktiven, dafür aber berggängigen Tieren die Kampfeslust über gezielte Selektion hin zu höherer Milchleistung auszutreiben.

Doch die meisten Bauern hielten die *Stäche*, wie sie im Oberwallis genannt werden, nicht wegen der prallen Euter, sondern wegen des Horns, also der ausgeprägten Kampfeslust. Und noch in jüngster Vergangenheit bestellten nicht wenige Eringerzüchter zwar fein brav die gekühlten Samenportionen der Milch-Leistungstiere aus den Zuchtkatalogen, hielten aber in diskreten Ecken ihrer Ställe ihre eigenen Stiere. Diese sorgten dafür, dass die beherzten Rauferinnen weiterhin Kälber der grossen Kampfbuchtlinien in die Welt setzten – und nicht irgendwelche braven Milka-Kühe.

Weisheit der Antike

Dem Lateinischen wohnt die Eigenschaft inne, Sachverhalte kurz und prägnant auszudrücken. Deshalb sind lateinische Sprichwörter bis heute geläufig.

Was bedeuten sie genau? Von Kurt Steinmann

Es ist einer der Gründe, weshalb die lateinische Sprache bis heute fasziniert: Sie vermag einen Gedanken aufs knappste zu verdichten, so dass er auf einem Stein Platz findet. Sie besitzt im wörtlichsten Sinn die Kraft für das «Lapidare». Diese alte, aber nicht tote Sprache hat die Energie für den konzisen Ausdruck, was sie zum Gefäss des Diktums (pointierter Ausspruch), des Proverbiums (Sprichwort) und des geflügelten Wortes prädestiniert. Ein halbes Dutzend dieser bis heute zitierten und von Gebildeten und Gebildet-sein-Wollenden verwendeten geflügelten Worte seien hier erklärt.

Ridendo dicere verum

(«Lachend die Wahrheit sagen.»)

Die Wahrheit ist oft bitter und kann Hass erzeugen: «Nachgiebigkeit macht Freunde, Wahrheit gebiert Hass» (Terenz, *Andria* 68). Horaz spricht (carm. 1, 24, 7) von der «nackten Wahrheit», der «nuda veritas» (deshalb die Schamröte so vieler). Wahrheiten sind eher erträglich, wenn ihnen eine Prise Humor beigemischt ist: «Quamquam ridentem dicere verum/quid vetat?» – «Indessen die Wahrheit lachend zu sagen, was verbietet's?» Und weiter geht es: «Gibt doch auch der Lehrer den Knaben manchmal Zuckerwerk [als Lockmittel], damit sie Lust bekommen, die ersten Buchstaben zu lernen» (Satire 1, 1, 24 ff.). Richtig also ist, die bittere Pille mit Humor zu versüßen. Und auch in der Poesie fordert Horaz die Verbindung von Nützlichem und Angenehem: «Der hat den grössten Erfolg, der gefällig und nützlich zugleich schreibt» (Ars Poetica, 343). Das Infotainment hat eine lange Tradition.

In vino veritas

(«Im Wein ist Wahrheit.»)

Wer sich einen Weinrausch angesoffen hat, enthüllt sein innerstes Wesen, da die Selbstkontrolle entfällt. Die Griechen, die den Wein über alles liebten, wussten um die enthemmende und entblössende Wirkung des «Sorgenlösers» (so nannten sie Dionysos, den Gott des Weins). Der Lyriker Alkaios (um 600 v. Chr.) schrieb: «Ein Spiegel ist der Wein den Menschen.» Im Griechischen heisst es «oinos dioptron», was genauer bedeutet: «Der Wein ist ein Mittel, um [durch ihn] hindurchzuschauen.» Derselbe dichtete: «Denn der Wein, lieber Knabe, heisst Wahrheit auch.» Die Quelle des lateinischen Zitats ist nicht nachgewiesen, liegt aber im Kern in diesem Alkaios-Satz. Schön ist auch die lateinische Fassung der Sprüche Salomos 20, 1: «In vino veritas»: «Im Wein liegt Wildheit.» Und

bei Horaz heisst es Satire 1, 4, 89 trefflich: «[...] wenn das verborgene Innere der wahrhafte Weingott eröffnet».

Carpe diem

(«Nutze den Tag!»)

Wer je den Film «Der Club der toten Dichter» gesehen hat, wird ihn nicht vergessen. Der neue Englischlehrer an der Welton Academy will die Jungen zu Freidenkern erziehen und ihren Sinn für Poesie und Lebenslust schärfen. Sein Credo «Carpe diem» («Nutze [ergreife, pflücke] den Tag!») begeistert vor allem die Freunde Todd und Neil, weniger die Schulleitung und die Eltern. Das vielzitierte geflügelte Wort stammt von Horaz, dem «Schweinchen aus Epikurs Herde». In der Ode 1, 11 fordert der Dichter eine gewisse Leuconoe auf, nicht ängstlich – auch nicht mit Hilfe der Astrologie – danach zu forschen, wie lang das Leben noch währt: «[...] Sei klug, kläre den Wein und auf kurze Frist / bemiss langwährende Hoffnung. Noch während wir reden, ist schon entflohen die neidische/Zeit: Packe den Tag, vertraue möglichst wenig dem nächsten!» So endet das Gedicht, das dazu aufruft, den Augenblick auszukosten.

Errare humanum est

(«Irren ist menschlich.»)

Auf dieses Zitat berufen sich vor allem jene, die ihr eigenes Versagen durch den Hinweis auf die allgemeine Fehlerhaftigkeit der menschlichen Natur entschuldigen wollen. So wie wir ihn heute zitieren, ist der Satz aus der Antike nicht überliefert. Er geht wohl auf Hieronymus (Briefe 57, 12) zurück: «Errasse humanum est et confiteri errorem prudentis.» – «Geirrt zu haben, ist menschlich, und den Irrtum einzugestehen, ist Zeichen eines Klugen.» Der Gedanke ist griechischen Ursprungs, so kommt er zum Beispiel in Sophokles' «Antigone», 1023 f. vor: «Denn den Menschen, allen, ist gemeinsam, dass sie sich verfehlen.» Als Freunde des Diktums sollten wir indessen auch den zweiten Teil des Gedankens beherzigen: «Jeder Mensch kann sich irren, doch nur ein unvernünftiger wird auf seinem Irrtum beharren» (Cicero, 12. Philippische Rede 2, 5).

Quod licet Iovi, non licet bovi

(«Was Jupiter erlaubt ist, ist einem Rindvieh nicht erlaubt.»)

Im Roman «Der Vater eines Mörders» von Alfred Andersch erfrecht sich der junge Baron

von Greiff, seinen Griechischlehrer gegen die Gepflogenheit mit dem Doktor- statt dem Professorentitel anzureden. Dem ihn zurechtweisenden Rektor Himmler entgegnet er dreist, der Rektor habe ja die gleiche Anrede verwendet. Darauf dieser: «Quod licet Iovi, non licet bovi.» – «Was [einem] Jupiter erlaubt ist, ist einem Rindvieh nicht erlaubt.» Die Quelle dieses sich durch einen Reim auszeichnenden Sprichworts ist nicht nachgewiesen, sicher aber ist, dass es in unserer auf Correctness so erpichteten Zeit einen Affront darstellt. Der das Sagen hat, bezeichnet sich darin als Jupiter, also als einen Gott, der Rechte beansprucht, die dem Untergebenen, «dem Rindvieh», nicht zustehen. Wenn zwei dasselbe tun, ist es (deswegen noch lange) nicht dasselbe. Ein Affront? Ja, aber ein nicht gar so seltener ...

Mens sana in corpore sano

(«Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper.»)

Wollen wir wetten? Spätestens nach fünf Minuten spricht der Turnfestredner vom «gesunden Geist in einem gesunden Körper». Wenn er dabei meint, dass ein gesunder Geist nur in einem gesunden Körper möglich sei, so beleidigt er alle körperlich Behinderten. Und auch die Ansicht ist irrig, man brauche nur für das Wohlbefinden des Körpers zu sorgen, dann stelle sich ein gesunder Geist von selber ein. Dann wäre beim heutigen Fitnesswahn der «gesunde Geist» (Verstand) viel verbreiteter. Und der stramme Redner vergeht sich vor allem gegen Sinn und Zusammenhang des lateinischen Zitats: Juvenal geisselt in seiner 10. Satire V. 356 die Torheit menschlicher Gebete an die Götter. Allein darum gelte es, zu beten, «dass ein gesunder Sinn in einem gesunden Leib» wohne: «[Orandum est], ut sit mens sana in corpore sano.» Es handelt sich also um eine Bitte, um einen Wunsch, nicht um eine Feststellung.

Und sollte es zu Eifersuchtsszenen und Streit zwischen in Freundschaft oder Ehe Verbundenen kommen, so helfe das Sprichwort des Terenz: «Amantium irae amoris integratio est.» – «Zornausbrüche unter Liebenden schaffen neue Liebe.»

Kurt Steinmann hat zahlreiche antike Klassiker ins Deutsche übersetzt. Er wurde unlängst mit dem Paul-Scheerbart-Übersetzerpreis ausgezeichnet.

Männer sind Müll

Der neueste feministische Hashtag lautet #MenAreTrash. Was soll das? *Von Claudia Schumacher*

Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu» – so simpel ist die goldene Regel der praktischen Ethik. Nun wissen gerade Feministinnen ziemlich genau, wie sie nicht behandelt werden wollen. Respektlose, hassgetränkte oder biologische Sprüche gehen gar nicht – trotzdem verbreitet sich seit kurzem ein feministischer Hashtag in den sozialen Medien, der selber in diese Kategorie fällt. #MenAreTrash, zu Deutsch: Männer sind Müll.

Der Hashtag wurde erstmals in Südafrika getwittert, als dort 2017 eine 22-jährige Frau verschwand. Nachdem herauskam, dass ihr Freund sie getötet hatte, lancierte die Bloggerin Rufaro Samanga #MenAreTrash, um auf die Gewalt von Männern gegen Frauen aufmerksam zu machen. In Südafrika werden so viele Frauen von ihren Partnern getötet wie nirgends sonst auf der Welt. Alle acht Stunden stirbt in Südafrika eine Frau. Jede zweite von ihnen ist von ihrem Partner ermordet worden.

Die Mär vom guten Extremismus

Auch in der Schweiz versucht alle neun Tage ein Mann, seine Partnerin zu ermorden. Da bringt ein Maler-Gipser die Bankerin um, die sich von ihm trennte, oder ein Walliser CVP-Politiker tötet die Mutter seiner Kinder.

Wieso gibt es fast keine Männer in der Öffentlichkeit, die sich hierfür verantwortlich fühlen, sich für das Thema interessieren und nach Lösungen suchen? Wieso schreiben immer nur Frauen darüber?

Es dürfte Frust gewesen sein, der dazu führte, dass die deutsche Autorin Sibel Schick den Hashtag im Juli aufgriff – und damit eine Welle der Empörung im deutschsprachigen Raum lostrat. Sie hatte ein Gedicht für das feministische *Missy Magazine* geschrieben und teilte es auf Twitter, versehen mit #MenAreTrash. Im Gedicht heisst es: «Du sagst: <Nicht alle Männer sind gleich.> / Ich sage: <Ist das nicht irrelevant vielleicht?> / Denn es ist ein strukturelles Problem, / Und ja, es ist kein individuelles Problem, / Und nein, es geht nicht um Ausnahmen, / Denn es ist ein weltweites Phänomen, / Dass Männer Arschlöcher sind.»

Nachdem Schick für #MenAreTrash von Männern heftige Reaktionen erntete, nahm sie diese als Beleg dafür, dass Männer Abfall seien. Die Überlegung, dass sie mit dem plumphen Männerhass, der sich in #MenAreTrash ausdrückt, das Image des Feminismus beschädigt, machte sie leider nicht.



«Denn der Wein, lieber Knabe, heisst Wahrheit auch»: «Zwei Satyrn» von Peter Paul Rubens.

Der unwiderstehliche Reiz der Laute

Haben Sie schon einmal von ASMR gehört? Das noch kaum erforschte Phänomen beschreibt das wohlige Gefühl, das bestimmte Geräusche in uns auslösen. Zum Beispiel das sanfte Schaben einer Bürste beim Putzen eines Lederschuhs. Im Internet sind entsprechende Videos ein Hit. *Von Linus Reichlin*

Was empfinden Sie, wenn Sie beim Coiffeur das Klackern der Schere am Kamm hören, das leise Schnipseln, das kaum hörbare Rascheln, wenn der Kamm durchs Haar gleitet, das kleine Räuspern des Coiffeurs, das Plätschern von Wasser aus dem Hahn? Wenn Sie das alles nur gemütlich finden oder es Sie sogar kaltlässt, sind Sie nicht der ASMR-Typ. ASMR ist die Abkürzung für ein noch kaum erforschtes Phänomen: «Autonomous Sensory Meridian Response». Dieser bombastische Begriff, der vermutlich dazu dienen soll, Forschungsgelder lockerzumachen, passt eigentlich nicht zu dem stillen und zerbrechlichen Gefühl, auf das er sich bezieht. Wer für ASMR empfänglich ist, findet die vielen kleinen Geräusche beim Coiffeur nicht nur gemütlich oder beruhigend, sondern sie versetzen ihn in einen Zustand, in dem er ewig verweilen möchte.

Dieser Zustand ist schwierig zu beschreiben. Er hat nichts mit wohliger Schläfrigkeit zu tun oder mit der Entspannung nach dem Sex. Es ist ein viel erfüllenderer und tieferer Zustand, und nur ganz bestimmte Geräusche lösen das Phänomen aus. Die Geräusche dürfen nicht zu laut und nicht zu grell sein, und sie müssen eine Zeitlang andauern. Am besten sind schabende, kratzende, trippelnde, raschelnde Geräusche. Stimmen funktionieren grundsätzlich gar nicht, auch nicht Tierlaute.

Beim Mixen eines Mizunara Old Fashioned
Wenn man genauer wissen will, was ASMRler in diesen gleichzeitig meditativen und ekstatischen Zustand versetzt, sollte man bei Youtube reinschauen. Die zahllosen ASMR-Videos werden teilweise millionenfach angeklickt. Es gibt zwei Sparten: *intentional* und *unintentional* ASMR. In der Abteilung *unintentional* sind vor allem Videos von Barmixern und Schutzputzern beliebt. Ein Youtube-Kanal, dessen Absicht es ursprünglich war, zu zeigen, wie die weltbesten Barmixer ihre Drinks mischen, hat sich zu einem ASMR-Geheimtipp entwickelt. Denn die Barmixer zeigen für das Video ihre Künste extra zu Zeiten, in denen die Bar geschlossen ist. Es gibt also kein störendes Nebengeräusche. Man hört nur die vielen wundervollen kleinen Geräusche beim Mixen eines Mizunara Old Fashioned. Die Schuhputzvideos finden gleichfalls in einem auditiv geschlossenen Raum statt, in dem sich die Geräusche, die beim Putzen brauner Herrenschuhe entstehen, ungestört entfalten kön-



Um was für einen Zustand handelt es sich genau?

nen. Das sanfte Schaben einer Bürste über das Leder ist unwiderstehlich! Die Schuhputzvideos, vor allem die japanischen, dauern bis zu einer Stunde und sind Meisterwerke des ASMR. Das kann man von den äusserst beliebten Flüster-Videos nicht behaupten. Sie zählen zum *intentional* ASMR, also zu den Videos, die vorsätzlich und mit Liebe gemacht werden, um Leute in den besagten Zustand zu versetzen. Die Flüster-Videos sind allerdings *very intentional*: Junge Frauen, von denen man meisten nur das Décolleté und die rotgeschminkten Lippen sieht, flüstern sehr anregend mit dem Zuschauer, meistens in der Art eines Rollenspiels: «Machen Sie sich bitte oben frei, ich werde Sie jetzt untersuchen, es wird nicht weh tun.» Der Übergang zu *kissing-ASMR* ist fließend: Wenn sie nicht flüstern, küssen sie das Mikrofon, und dabei geht keine einzige Schallwelle verloren. Denn die Hersteller von ASMR-Videos arbeiten mit binauralen Mikrofonen mit exakter Richtungslokalisierung, so dass man, wenn man es sich über

Kopfhörer anhört, das kleinste Kratzen oder Schmatzen im ganzen Kopf hört. Flüster-Videos sind teilweise extrem erotisch, aber sie sind nicht ASMR, sondern «Autonomous Sexual Male Relief».

Richtiges oder sagen wir klassisches *intentional* ASMR ist zum Beispiel *soap carving*. Hier schnitzen Leute stundenlang kleine Eulen

Man sieht Leute, die stundenlang kleine Eulen oder Pferde aus Seifen schnitzen.

oder Pferde aus Seifen. Aber es ist egal, was genau sie schnitzen: Das Geräusch ist das Ziel. Schnitzgeräusche sind hervorragende Trigger für den ASMR-Zustand, aber auch das Knistern von Papier eignet sich gut, weswegen es eine Menge von *unpacking*-Videos gibt, in denen Leute Pakete mit und ohne Geschenkpapier auspacken. Aber es ist natürlich Geschmackssache: Manche ASMRler bevorzugen

absichtliche Geräusche, die aber trotzdem durch eine sinnvolle, realistische Tätigkeit verursacht werden. Andere hören sich lieber an, wie jemand mit einer Haarbürste über das binaurale Mikrofon streicht, einfach nur, um dieses Geräusch zu erzeugen.

Es gibt durchaus auch geschlechtsspezifische Vorlieben und Abneigungen: Die meisten Frauen mögen Geräusche nicht, die von künstlichen Materialien erzeugt werden, etwa von Cellophan oder Stanniol. Generell mögen sie Raschel- und Tippelgeräusche nicht besonders oder hassen es sogar, und ein Mann, der die ganze Zeit flüstert, törnt sie ab. Dementsprechend gibt es nur wenige Flüster-Videos von Männern. Umgekehrt gibt es fast keine *soap-carving*-Videos von Frauen.

Das Aufschlagen von Eiern

Bei *cooking no talking*-Videos hingegen sind sich Frauen und Männer einig: Das mögen sie alle. Hier werden idealerweise ohne Hintergrundmusik Gerichte zubereitet. Die erfolgreichsten Hersteller solcher Videos wählen Gerichte, bei denen möglichst nichts gebraten werden muss, denn aus irgendeinem Grund lösen Brutzelgeräusche nicht das ASMR-Gefühl aus. Zwiebelschneiden hingegen schon, und am allerbesten ist das Aufschlagen von Eiern am Rand einer Glasschüssel und hinterher das Rühren mit dem Schneebesen. Es versteht sich von selbst, dass in diesen Kochvideos nie jemand auch nur ein einziges Wort spricht; das wäre so tödlich, wie wenn jemand mitten im Geschlechtsakt plötzlich übers Wetter redete.

Aber noch immer unbeantwortet ist die Frage, was genau das für ein Zustand ist, den die Millionen von Menschen suchen, die sich ASMR-Videos anschauen. Andererseits muss die Frage ja eigentlich nicht beantwortet werden. Denn jeder, der den Zustand kennt, weiss, was gemeint ist, auch wenn er andere Vorlieben hat und vielleicht gerade durch Brutzelgeräusche die ASMR-Erfahrung macht. Und diejenigen, die sich beim Lesen dieses Textes die ganze Zeit gefragt haben, worum es hier überhaupt geht, würden es auch nach einer genauen Beschreibung des Gefühls nicht wissen.

ASMR ist, wie gesagt, ein neurologisch noch kaum erforschtes Phänomen, und das Einzige, was sich mit Sicherheit sagen lässt, ist, dass dieses spezielle Gefühl existiert und dass im Internet ein weitverzweigtes Versorgungsnetz für Leute entstanden ist, die das Gefühl kennen. Es könnte auch sein, dass vielen Menschen heutzutage das ganz natürliche ASMR einer real existierenden Hand fehlt, die ihnen abends über den Kopf streicht. Aber wir müssen realistisch sein: Was würde meine Freundin sagen, wenn ich sie abends nach einem für sie anstrengenden Arbeitstag bitten würde, mir eine halbe Stunde lang über den Kopf zu streichen oder aus einer Kernseife eine kleine Eule zu schnitzen?

Nachruf

Here. I. Am.

Die Erzählung einer anderen Realität: Zum Tod von Aretha Franklin. Von Thomas Würdehoff

Wann zieht uns ein Sänger in seinen Bann? Warum nennen wir eine Sängerin «grosso»? Und was ist eigentlich eine Jahrhundertstimme? Seit einiger Zeit schon haben Rock'n'Roll, Pop und Soul die unerbittlichen Grenzbefestigungen zum Rentenalter überwunden, die unvergesslichen Erfolge liegen weit zurück in der Vergangenheit, gelegentlich scheppern mehr oder weniger morsche Oldies aus den blechernen Lautsprechern unserer Erinnerung.

Als vor einigen Tagen Aretha Franklin starb, erwischte mich das kalt, obwohl ihr nahes Ableben schon Tage zuvor von engen Freunden auf Facebook vorausgeahnt worden war. Überrascht hat mich also nicht ihr Ende – überrascht war ich vielmehr von der schockartig auf mich einstürzenden Erkenntnis ihrer Bedeutung. Die Wahrheit ist: Ich war nie ein Fan der Aretha Franklin, und Soul lag nicht unmittelbar in meinem musikalischen Einzugsgebiet. Sehr spät hatte mich zwar doch noch der Blues erwischt, R'n'B hingegen war für meinen Geschmack immer zu lackiert, zu aufgebrezelt.

Jetzt also starb diese «Queen of Soul», und in der Sekunde, da ich dieses Prädikat, über das sich alle einig waren, immer wieder las, schien mir dieser Ehrentitel seltsam abgegriffen und wenig passend. Titel wie «King of Pop», «Queen of Jazz», «First Lady of Song» und dergleichen Titel mehr mögen vielleicht einst als Orientierungshilfen in Nekrologen, Rundfunkstationen oder CD-Shops gedient haben – aber auf welchen Umstand bezieht sich eigentlich die Beförderung einfacher Sänger in die Regionen höherer Aristokratie? Plattenverkäufe? Länge der Karriere? Qualität gar?

Nachdem Arethas Tod bestätigt worden war, ergriff ihre Stimme sofort Besitz von mir – ohne dass ich auch nur eine Note ihrer Musik hören musste. Eine Stimme, der keinerlei Grenzen gesetzt waren: Aretha Franklin musste keine Steigung, keine Steigerung, keine wie auch immer geartete Höhenlage fürchten. Sie betrat bedenkenlos jeden Song und richtete sich darin ein, wie es ihr beliebte. Als Songwriterin war sie nie auffällig in Erscheinung getreten, aber sie bestätigte immer und immer wieder die eherne Faustregel altgedienter Troubadours: «It's the singer – not the song!»

Aber das war es nicht allein. Es ging nicht um Virtuosität. Es ging nicht einmal um die irrlichternden Schattierungen ihres Ausdrucks. Es war schlicht der Sound ihrer mächtigen Stimme, der einen ergriff. Wut, Widerstand, Leidenschaft – das ganze Spektrum menschlicher Glut hat man ihrer Stimme abgelauscht. Und, ja: Sämtliche Hitzegrade der Verausgabung hatte sich Aretha Franklin schonungslos zugemutet, bis hin zu jenem 7. November 2017, als sie ihren letzten Auftritt – bereits stark geschwächt – bei Elton Johns Aids-Gala in New York absolvierte. Verausgabung – ja, Verwundbarkeit – ja, Unterwerfung – nein. All das machte sie aus, aber da war noch mehr.

Ihre Stimme kannte keine Gegner. Da war nichts und keiner, gegen den sie ansingen musste. Aretha, die oftmals als



Sängerin Franklin.

schüchtern beschrieben wurde, sang und nahm sich den Raum, den sie dafür brauchte. Ihre Stimme sagte: *Here. I. Am.* Es war dieses raumgreifende, breitbeinige, alle überzeugende Stehvermögen, das keine Zweifel erlaubte. In den späten sechziger Jahren war allein schon diese Stimme ein radikales politisches Statement. Tatsächlich unterstützte sie die Black-Panther-Bewegung und bot etwa eine sechsstellige Kautions für die schwarze Aktivistin Angela Davis: «I have the money; I got it from black people – they've made me financially able to have it – and I want to use it in ways that will help our people.» Einer solchen Stimme hatte der Ku-Klux-Klan nichts entgegenzusetzen.

Das Geheimnis ihrer Stimme

Kann Musik gesellschaftliche Prozesse befördern? Zweifel sind zumindest erlaubt. Zu schnell wird man von der Eingängigkeit der Songs ins Land der Träumereien mitgerissen und driftet ins allgemeine Wohlbefinden ab. Bei Aretha lag der Fall anders: Der Soul ihrer Stimme war es, der von einer anderen Realität erzählte. Das war eine Realität, in der ein schwarzer Präsident zur Selbstverständlichkeit werden konnte, eine Welt, in der es keine «Nigger» mehr geben würde. Das war das Geheimnis ihrer Stimme.

«She worked for me on numerous occasions», sagte Präsident Trump nach ihrem Tod. Wie man sich doch irren kann!



Zeit, Authentizität: Szene aus Petra Joys «The Female Voyeur».

Gesellschaft

Wirklicher, lustvoller Sex

Petra Joy macht Pornos für Frauen. Von ihren Darstellern will sie nicht nur den Körper, sondern auch die Seele. Begegnung mit einer Radikalen. Von Antje Joel

Die Pornofilmregisseurin braucht es beim Dreh behaglich. Sie hat es gern freundschaftlich. «Ich würde meine Darsteller nie über eine Agentur buchen. Denn die drehen jeden Tag, für Geld.» Was aller Heimeligkeit abträglich sei. Solche Darsteller fragen: «Wie lange dauert die Szene?» Solche Darsteller sagen: «Ich bin dann heute Abend mal weg, ich habe noch anderswo einen Dreh.» Mit solchen Darstellern, mit deren «professioneller Einstellung» im für sie schlimmstdenkbaren Sinne, kann Petra Joy nicht arbeiten. Sie sagt, sie brauche Zeit, Authentizität. Die Leidenschaft, die Orgasmen vor ihrer Kamera, das alles soll, es muss echt sein. Wirklicher, lustvoller Sex. Zwischen wahrhaftigen Menschen. Sex, wie ihn Frauen gerne hätten. Wenigstens: schon mal gern sähen. «Ganz organisch.» Das ist Petra Joys Wort. Für ihre Filme. Das Leben. Die Welt. Wenn alles läuft, wie es laufen sollte. Wenn «wieder mal alles passt. Total.»

Sie will nicht nur Pornofilmregisseurin sein. Vielleicht: überhaupt nicht Pornofilmregisseurin sein. Porno-Regisseure, sagt sie, drehen drei Szenen am Tag. Die hätten keine Zeit. Nicht für Entspannung, Kreativität, Spontaneität. Nicht für die Darsteller. Sie hat genug Making-ofs gesehen. «Da wird gleich klar, wie ruppig mit den Menschen umgegangen wird.»

Nicht nur mit den Frauen. «Männer werden da auf den Schwanz reduziert, du wirst nicht bezahlt, wenn du keinen Ständer hast.» Regisseure, die so arbeiten, gingen davon aus: «Ich bezahle dich, also bist du für den Tag meins. Ich miete dein Fleisch und mache damit, was ich will.» So wolle und könne sie niemals mit den Akteuren umgehen. Sie will mehr. Bestenfalls: ein Erlebnis. Und ich frage mich kurzfristig, wo ich mich wohl mehr verkauft fühlen würde: bei einem Regisseur, der mich einen Arbeitstag lang auf mein Fleisch reduziert, oder bei einer Regisseurin, die zu meinem

Fleisch noch mich, meine Seele, wenigstens meine Freundschaft will.

Wir sitzen uns gegenüber, auf einer Restaurantterrasse im britischen Seebad Brighton, vegetarisches Essen, auf ihren Wunsch. Frau Joy trägt ein Tanktop und das blonde Haar zu einem Pferdeschwanz gezurrt. Glatt, streng, geordnet. Sie lehnt sich in ihren Stuhl und hält das Gesicht in die Sonne. «Ich sage immer: Ich bin nicht Teil der Pornoindustrie. Ich bin freischaffende Filmemacherin.» Und ihre Pornos seien eben keine Pornos, sondern Pornos aus weiblicher, möglicherweise gar «feministischer Sicht». Was nicht ganz, höchstens ein bisschen das Gleiche ist. Frau Joy erklärt es so: «Die sollen schon anmachen, aber da soll auch was rüberkommen.» Acht solcher botschaftsträchtiger Anmachfilme hat sie bislang gemacht. «Sexual Sushi» war vor zehn Jahren der erste, «Aphrodisiacs» ist der letzte für den Augenblick. Und wer weiss, vielleicht überhaupt. Sie schliesst das nicht aus.

Petra Joy ist 53. Sie wurde in Kempten geboren und studierte in Köln Geschichte. Zum Filmen kam sie über einen Wochenendkurs während des Studiums. Dass sie sich darauf gleich zutraute, einen Film zu machen, sagt sie, verdanke sie weniger diesen fünf Wochenenden, sondern mehr ihrem Glauben daran,

dass sie tatsächlich in der Lage sei, einen Film zu machen. Und ihren Eltern, dem Vater vor allem, der sie im Glauben an sich selbst immer stärkte. «Mir wurde nie gesagt: <Du bist dumm.> Mir hat niemand gesagt: <Als Mädchen musst du vor der Kamera stehen.>» Stattdessen schenken die Eltern ihr mit sechs ihre erste Kamera, eine Pocket, mit zwölf die erste Spiegelreflexkamera. Sie richteten ihr eine Dunkelkammer ein, darin verbrachte sie als Teenager ihre Abende und die Wochenenden, veröffentlichte ihre Fotografien in Magazinen. Für diese Jugend, sagt sie, sei sie den Eltern dankbar. Dafür, dass die Eltern sie und ihre Schwester ermutigten, sich auszuleben, ihr Ding zu machen, den eigenen Weg zu finden. «Mein Vater sagte immer: <Folge deinem Stern.>» Diesen Stern hat sie sich auf die linke Schulter tätowieren lassen. Anfang zwanzig führte er sie nach London. Zehn Jahre darauf nach Brighton.

Freunde als Darsteller

Hier lebt sie. Hier dreht sie. Oftmals in ihrer Wohnung. Im eigenen Schlafzimmer. Mit Darstellern, die sie immer wieder mal aus dem Freundeskreis rekrutiert. Das mag ihrem Bedürfnis nach Authentizität geschuldet sein. Oder der Not, auch die Kosten in einem familiären Rahmen zu halten. Wie anders, wenn überhaupt, könnte man sonst gegen die Billigporno-Massenproduktion aus Osteuropa andrehen?

Ihren Erstling, «Sexual Sushi», filmte Joy in ihrem Heim, ohne Zweitkamera, ohne Make-up, ohne Catering. Mit einem Freundespaar, das die Regisseurin übers Wochenende in Brighton besuchen kam. «Und der Vorschlag, sie beim Sex zu filmen, kam von dir? Oder von ihnen?» – «Von beiden Seiten», sagt sie. «Das passt einfach immer total.»

Beispielsweise mit Sasha Rouge. «Das ist die Frau auf dem Cover von <(S)he Comes.>» Rouge lehrt Feminismus an der Uni in Montreal, kam nach Brighton, um einen Lehrjob zu machen, hatte Schwarzkopien von Joy-Filmen im Gepäck, dachte: «Wow, die Frau lebt doch hier, die sollte ich mal kontaktieren.» Wie es der Zufall wollte, drehte die Regisseurin gerade. Und es passte. Total. Erst mit Rouge hinter der Kamera, als Assistentin. Später, als ihr Freund nachgereist war, davor. Einmal. Zweimal. «Das war unheimlich toll.» Bevor Rouge zurückreiste nach Montreal, sagte sie zu Joy: «Du, ich würde gern noch ein drittes Mal mit dir drehen. Das wäre ein super Abschluss meiner Brighton-Zeit.» Und so geschah es. Andere Leute wären zum Abschied vielleicht gern noch einmal mit den Freunden Pizza essen gegangen. Frau Rouge vögelte vor Frau Joys laufender Kamera.

War das schon die sexuelle Befreiung? Bedeutet es: «Wir sind frei, weil wir hier auf der Restaurantterrasse über veganen Tapas von

Titten, Schwänzen, vom Lecken, Ficken und Blasen sprechen?»

Teil des Problems?

Am Flughafen, auf der Anreise, hatte ich mich zu meiner eigenen Überraschung gesorgt. Ich hatte vier DVDs mit Joy-Filmen im Handgepäck. Ich hatte sie mir als Vorbereitung zu Hause ansehen wollen, leider kamen sie erst am Vortag an. Und nach dem ersten Viertel des ersten Films wusste ich ehrlich nicht, ob ich in der Lage wäre, noch eben schnell fünf Stunden Porno am Stück zu gucken. Oder: fünf Stunden Porno überhaupt. «Feministische Sichtweise» hin oder her, es waren eine Menge Geschlechtsteile.

Jetzt, mit den Filmen zur späteren Ansicht beladen, stellte ich mir vor, wie der Rucksack hinter der Röntgenmaschine der Sicherheitskontrolle auf das falsche Band weitergeleitet würde. Auf das Band für die handverlesene Sonderkontrolle. Wie ein Kontrolleur mit Plastikhandschuhen Stück für Stück den Inhalt herausholte. Unterwäsche, Schlafanzug, vier DVDs mit nackten, sich räkelnden Menschen auf dem Cover. Was könnte, sollte man dazu sagen? Dass ich Porno «beruflich» schaue? Dass es keine Porno-Pornos, sondern «ansprechende, lustvolle Werke mit Botschaft» seien? Kurzfristig überlegte ich, die Filme im Schliessfach zu lassen und mich statt öffentlich für meinen Rucksackinhalt lieber heimlich für meine Feigheit zu schämen. Dafür, dass ich ein Teil des bestehenden «sexuellen Problems» bin. Aber natürlich war das unmöglich, und ich war heilfroh, als ich mein Gepäck ungeprüft wieder entgegennehmen konnte.

Petra Joy fragt: «Hast du schon diese tolle Doku gesehen, <Rocco>», über den italienischen Pornostar, Regisseur und Produzenten Rocco Siffredi. «Der wurde ja berühmt durch seinen Monsterschwanz und <gemeinen Sex.>» Also dafür, dass er die Frauen in seinen Filmen schlägt, bespuckt, an den Haaren reisst. Seine berüchtigtste Szene ist die, in der er eine Frau von hinten nimmt und ihr derweil den Kopf in die Kloschüssel drückt. Es ist die Art von Pornos, denen die Joy ihre eigenen Filme entgegensetzen will. «Aber diese Doku ist ein sehr sensibles Porträt von ihm», sagt sie. «Man sieht: Er hat zwar dieses Bild von sich geschaffen, aber er ist kein schlechter Mensch.» Er gehe vor und nach dem Sex mit den Frauen sehr respektvoll um. Er baue eine Beziehung zu ihnen auf. Er küsse und mache. Statt einfach loszurammeln, wie es an solchen Sets sonst üblich ist, sobald die Kamera läuft: «Action!»

Im Film steht Roccas Auswahl an Bewerberinnen nackt vor ihm, dem Bekleideten, Aus-

wählenden. Oder sie stehen vor ihm mit nackter Brust und mit bis zu den Knien heruntergelassenen Hosen. Rocco, mit den Händen im Off fühlend, fragt: «Warum bist du so nass, Schlampe, hm?» Und zu einer anderen, die rücklings vor ihm steht: «Zeig mir deinen Arsch. Mach ihn ganz auf. Okay. Magst du anal? Warum nicht? Du weißt schon, du musst anal machen, wenn du Pornos drehen willst. Sonst hast du nicht genug Arbeit.» Er ohrfeigt eine Dritte, zieht sie am Haar: «Der Schmerz ist kein Problem für dich?» – «Nein», sagt die Frau und windet sich, scheinbar spielerisch. «Ich mag das.»

Die britische Hardcore-Darstellerin und Roccas Filmpartnerin Kelly Stafford, die in der Branche für ihre Hemmungslosigkeit berüchtigt ist, sagt in der Doku: «Wenn ich das alles machen will, wie kann es dann für mich erniedrigend sein?» Stafford hat für ihre Filme Preise gewonnen, Porno-Oscars, darunter einen für die «beste anale Szene». Wie immer man sich die vorstellen muss. Was immer diese eine prämierte Szene besser, was sie zur besten aller analen Szenen macht – ich denke: «Es hört sich schmerzhaft an.»

Petra Joy sagt: «Solange die Filmemacher zeigen können, dass das den Frauen gefällt – na klar, jederzeit.» Sie selbst verzichte auf Einstellungen von Männern, die den Frauen ins Gesicht spritzen, und auf «extreme anale Szenen». Weil es Frauen gebe, die das als demütigend empfinden könnten. Darauf, sagt sie, könnten sich ihre Darstellerinnen verlassen. Auch noch beim Dreh. Die Frauen hätten ihr erzählt, dass auf anderen Por-

no-Sets diesbezüglich «immer eins von zwei Dingen passiert»: «Entweder wird ihnen gesagt: <Du kriegst mehr Kohle, nun mach mall> Oder dem Darsteller: <Ramm's einfach rein!> In der Annahme, dass die Frau vor laufender Kamera keine Widerrede wagt. Oft geht diese Rechnung auf.

Vergewaltigung am Set

«Ist das nicht Vergewaltigung?» Es ist keine Frage. Joy hebt die Schultern. «Natürlich», sagt sie. Aber, eben. «Es gilt ja noch immer der Grundsatz, dass beispielsweise eine Prostituierte nicht vergewaltigt werden kann.» Es wird ja noch immer die Frage nach der Kürze des Rockes einer Vergewaltigten gestellt, wenn nicht vor Gericht, dann an den Kaffeetischen. In einer Welt mit solchen Grundsätzen und solchen Fragen: Welchen Sinn ergibt es da für eine Pornodarstellerin, zu klagen? Weil sie zwar zugestimmt hat, mit einem oder gleich mehreren Männern öffentlich Sex zu haben. Aber doch bitte nicht von hinten. >>>



Sexfilmregisseurin Joy.

«Mein Vater sagte immer: <Folge deinem Stern.>»



© -WW-

VIP-Reise «Israel»

Heiliges, weltoffenes Land

Israel ist mit seiner bewegten Geschichte ein Schmelztiegel der drei grossen Weltreligionen. Nirgendwo sonst leben orthodoxe Juden, Beduinen und Araber so nahe beieinander. Auf unserer 8-tägigen Exkursion erleben Sie das faszinierende Land in all seinen Facetten.

Bauhaus-Architektur und Beduinenzelt, Moschee und Amphitheater, orientalischer Bar und Shopping-Meile: Israel steckt voller Kontraste. Unsere Leserreise unter kundiger Leitung wird Sie mit unvergesslichen Eindrücken belohnen. Sie logieren im Hotel «Tal by the Beach» in Tel Aviv, im Kibbuz-Hotel in Maagan sowie im Hotel «Mount Zion» in Jerusalem.

Reiseprogramm (Auszug):

- 1. Tag: Zürich–Tel Aviv** – Swiss-Flug und Ankunft im Hotel in Strandnähe.
- 2. Tag: Stadtbesichtigung Tel Aviv** – Amphitheater von Caesarea und historische Altstadt von Akko; Besuch von Zitadelle, Moschee und Souk; Ausblick vom Berg Karmel in Haifa («Weinberg Gottes»); Abendessen im Kibbuz.
- 3. Tag: Heilige Stätten am See Genezareth** – Berg Hermon; Brotvermehrungskirche in Tabgha; Synagoge und Haus des Petrus in Kapernaum; Bootsfahrt.

4. Tag: Christlich-arabisches Nazareth – Heilige Stätten, Verkündigungskirche und Nazareth Village, «ein lebendiges Museum zum Anfassen»; Fahrt entlang des Jordan nach Jericho; Abendessen im Hotel in Jerusalem.

5. Tag: Heilige Stadt Jerusalem – Garten Gethsemane, Kirche der Nationen, Via Dolorosa (Leidensweg Christi), Klagemauer und Panoramablick vom Ölberg.

6. Tag: Jerusalem und Bethlehem – Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem, Parlamentsgebäude (Knesset), Israel-Museum und Klagemauer.

7. Tag: Ausflug ans Tote Meer – mit Bademöglichkeit; Besichtigung der Festung Masada (fakultativ).

8. Tag: Trappistenkloster Latrun – «Kloster der schweigenden Mönche»; Neve Shalom; Rückreise Tel Aviv–Zürich.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Israel»

Datum: 5. bis 12. November 2018

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Tel Aviv–Zürich
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 1 Übernachtung mit Halbpension in Tel Aviv
- 2 Übernachtungen mit Halbpension am See Genezareth
- 4 Übernachtungen mit Halbpension in Jerusalem
- Besichtigungen und Führungen gemäss Reiseprogramm inkl. Eintritten
- Kompetente Reiseleitung

Preis:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2580.– p. P. im DZ
Für Nichtabonnenten: Fr. 2880.– p. P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 695.–
Option: Ausflug Totes Meer, inkl. Eintritt (Fr. 80.–)

Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement über
Telefon 091 752 35 20 oder per
E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

www.weltwoche.ch/platinclub

«Wenn es stimmt, dass Sexarbeiterinnen, Pornodarstellerinnen, Prostituierte in ihrem Vorleben oft Opfer von Missbrauch und Gewalt waren und das der Grund ist, warum sie im Geschäft sind, nutzt dann nicht jeder Porno das aus? Egal, ob feministisch oder nicht?» – «Diese Missbrauchsannahme ist für mich eine platte Generalisierung. Ich bin mit Menschen gut befreundet, die Pornos gedreht und zeitweise im Escort gearbeitet haben. Ja, diese Menschen und Frauen gibt es wirklich, die sich frei zu dieser Arbeit entscheiden, die sie genießen und sich nicht als Objekt oder gar Opfer sehen.» Andere Bewerber lehne sie ab.

Petra Joy sagt, sie drehe ausschliesslich mit Menschen, die reflektieren könnten, was sie am gewöhnlichen Porno stört. Beispielsweise, dass es dort immer nur um den Mann geht und darum, dass und wie er von den Frauen befriedigt wird. Wo bitte bleibe da die Frau? «Meine Darstellerinnen sind Frauen, die sagen: «Ich bin Feministin und will nicht bloss reden. Ich will was tun. Ich will zeigen, wie ich mir die Macht zurückhole und frei leben kann. Ich will meine Sexualität zeigen und mir von anderen Frauen dabei zusehen lassen.» Joy hat sich in eine Art glückliche Rage geredet.

Eine Datenanalyse der Video-Sharing-Website Pornhub zusammen mit der Nachrichtensite BuzzFeed ergab, dass offenbar doppelt so viele Frauen wie Männer explizit nach «Hardcore-Porno» suchen. Und 90 Prozent mehr Frauen als Männer präferierten bei ihrer Suche die Kategorie «Rauer Sex». Der von Frauen meistverwendete Porno-Suchbegriff ist «lesbisch», der von den Männern «Teenager». Und was die Praktiken angeht? Frauen tippen 900-mal öfter den Begriff «Muschi-Lecken» in die Suchmaske als Männer.

Masturbierende Frauen

Die Zahlen, über Google Analytics zusammengetragen, seien nicht zu hundert Prozent verlässlich, bekennt Pornhub auf seiner Website. «Sie sind nur die verlässlichste Statistik, die sich jemals erstellen lassen wird. Ohne die Nutzer direkt zu fragen. Und das würden wir niemals tun.» Die Zahlen widerlegen die hehre Annahme einer Frauenzeitschrift in ihrem Loblied auf den «feministischen Pornofilm»: «Frauen würden sich eben nie auf der Suche nach Porno durch das Internet klicken, nur um zu masturbieren!» – «Was für ein Quatsch!», ruft die Porno-Regisseurin erbost. «Wozu dienen diese Filme denn sonst?»

Mehr Porno-Quatsch scheint im Umlauf: «Laut radikaler feministischer Lehre führt Pornokonsum zur Unterordnung von Frauen,

indem er seine Konsumenten, männliche wie weibliche, dazu anhält, Frauen als wenig mehr als Sexobjekte zu sehen, über die Männer totale Kontrolle ausüben sollten», resümiert eine Studie der Universität von Western Ontario, Kanada. In ihrer Umfrage fanden die Forscher allerdings das Gegenteil: Teilnehmer, die wenigstens einmal im Jahr einen Porno an-



«Art-core»-Darstellerinnen: «Dice Girls».

schaufen, äusserten häufiger egalitäre Ansichten bezüglich Frauen in Machtpositionen als Nicht-Porno-Schauende. Die Studie stützt sich auf Daten, die zwischen 1975 und 2010 für die allgemeine Bevölkerungsumfrage General Social Survey erhoben wurden, in der Amerikaner zu einer Palette sozialer Themen und persönlicher Ansichten befragt wurden (einschliesslich Gleichstellung und persönlichen Pornokonsums). Ihre Ergebnisse decken sich mit einer kleinen Zahl empirischer Studien, die ebenfalls positive Assoziationen zwischen Pornografie und egalitären Ansichten belegen.

Joy's «Art-core»-Darstellerinnen sind und sehen aus wie gewöhnliche Frauen. Britisch bleich. Mit Pickeln auf dem Hintern. Gepierct und/oder tätowiert. Der deutsche Filmverleih habe am Anfang gemault: «Tattoos und Piercings will das deutsche Publikum nicht sehen.» Petra Joy lacht verärgert. «Ich habe denen gesagt: «Meine Darsteller wachsen doch nicht auf Bäumen! Die sind wie Goldstaub!» Schwer und immer schwerer zu finden. Wer denn heute noch den Mut habe, das zu machen. Nicht als professionelle Porno-Person. Sondern als relativ gewöhnlicher Mensch. «Damals, als es die Filme nur auf DVD gab, konnte man sich noch sagen: «Ach, die Chance, dass das jemand in Montreal oder sonst wo, wo ich lebe, zu sehen kriegt, sind gering.» Im Internetzeitalter ist es mit dieser Nonchalance vorbei. Seit alles überall und für jeden einsehbar ist. Seither schreiben Bewerber: «Ich muss aber eine Maske tragen!» – «Geht nicht!», ruft Petra Joy. «Gesichter sind bei mir doch das Wichtigste! Viel wichtiger als der Körper und die Genitalien!»

Joy's Darstellerinnen selbst dürfen derzeit öffentlich nichts sagen. Weil sie keine professionellen Pornodarstellerinnen, sondern gewöhnliche Menschen sind. Mit gewöhnlichen Berufen, deren Ehrenkodex sich nicht mit ihrem persönlichen Beitrag zur sexuellen Befreiung verträgt. Manchmal vertragen diesen Beitrag auch einfach nur der Chef und die Kollegen

nicht. «Als meine Freundin und Darstellerin Violetta Storm einer grossen Zeitung ein Interview gab, fand der Chef das durch das Gerede im Büro heraus und stellte ihr ein Ultimatum: Keinerlei Öffentlichkeitsarbeit mehr für den feministischen Porno, oder er schmeisse sie raus.» Natürlich sei das Diskriminierung. «Sie illustriert perfekt das riesige Stigma, das die Mitwirkung in Erotikfilmen auch weiterhin mit sich bringt.» Vor allem für die Nicht-Pornostars. «Der Vorfall hat bei vielen Laiendarstellern grosse Sorge ausgelöst.»

Überhaupt, das verfluchte Internet. Das kostet Joy mehr als nur den Wagemut ihrer Darstel-

ler. Das DVD-Geschäft ist so gut wie tot. Die rund 40 000 Euro, die so ein Film sie in seiner Entstehung kostet, holt sie mit dem Kopienverkauf nicht mehr rein. Sie hat ersatzweise einen Streaming-Service aufgebaut, Cinema Joy. Sie hofft, dass der läuft. Aber es lädt sich ja nicht nur jeder überall etwas kostenfrei in sein Schlafzimmer runter. Es laden auch einige aus ihrem Schlafzimmer kostenfrei hoch. Ach, die verfluchte Authentizität und Freiheit.

Vielleicht, sagt Petra Joy, ist es jetzt auch einfach mal gut. «Bei mir läuft ja alles immer in Dekaden. Ganz organisch. Ich habe zehn Jahre in London gelebt, dann zehn Jahre in Brighton.» Nach dreizehn Jahren als feministische Pornofilmfaherin hat sie sich als Regisseurin von der aktiven Produktion verabschiedet, unterstütze aber weiterhin neue Regisseurinnen und Regisseure als Mentorin.

Sie selbst hat sich mit ihrem Kamerteam anderen Projekten zugewandt. Sie drehen jetzt Dokumentationen, etwa zum Tierschutz. Auch diese Arbeit, sagt sie, sei ein Liebesdienst, ohne kommerziellen Gewinn. «Ich gewinne, indem ich denen eine Stimme gebe, die keine haben.» Sie leiht sie den Stimmlosen auch unter einem weiteren Pseudonym. Denn natürlich heisst sie auch nicht Petra Joy. Petra Joy gibt es nur als Pornofilmfaherin. Als Nicht-Pornofrau, im wahren Leben, ist sie eine andere. Wer, sagt sie, tue nichts zur Sache. Weder was ihren Namen betrifft noch ihr Privatleben. Schon gar nicht ihre Sexualität. «Ich schütze meine Privatsphäre auf das heftigste! Ich bin ein sehr privater Mensch.» Das ist verständlich. Es ist nur einfach so, dass man sich, in der Theorie, Authentizität und die grosse sexuelle Befreiung anders vorstellt.



Die Bibel

Lob der Monogamie

Von Peter Ruch

Wegen der Versuchungen zur Unzucht soll jeder Mann seine Frau und jede Frau ihren Mann haben (1. Korinther 7,2). Paulus rät zur Monogamie. Ihr Gegenteil, die Polygamie, ist in der Kulturgeschichte weitverbreitet und kann dreierlei bedeuten: Vielweiberei, Vielmännerei oder jede mit jedem. Die häufigste Form ist die Vielweiberei. Alttestamentliche Hauptgestalten wie Jakob, Esau, Gideon, David und Salomo hatten mehrere Frauen, wenn auch die Einehe üblich war. Der Anthropologe G. P. Murdock zeigte in seinem ethnischen Atlas, dass von 849 traditionellen Gesellschaften 83 Prozent die Vielweiberei erlauben und nur knapp 1 Prozent die Vielmännerei. Redet Paulus von der Versuchung zur Unzucht, so meint er damit den archaischen Hang zur Promiskuität. Für viele Männer ist es eine verlockende Vorstellung, viele Frauen zu haben. Für Frauen bot es in den Anfängen der Sesshaftigkeit mehr Vorteile, einen wohlhabenden Mann zu teilen, als die einzige Lady eines Besitzlosen zu sein. Darin zeigt sich der Unterschied zwischen den Geschlechtern. Männer können hopp, hopp! ein Kind zeugen, während Frauen durch Schwangerschaft und Stillzeit viel in ihre Nachkommen investieren müssen. Die Vielweiberei geht allerdings meist mit Clanbildung, Eifersucht und Intrigen einher. Solche Systeme sind tendenziell instabil, repressiv und weniger entwicklungsfähig. Mehrere Männer auf eine Frau sind nur in den kargen Verhältnissen regenarmer Gebirgswüsten anzutreffen. Im Tibet muss das Wasser der Himalayaflüsse durch Terrassen geleitet werden. Ein Ehepaar schafft den Bau und Unterhalt nicht allein. Deshalb heiraten ein paar Brüder eine Frau. Überzählige Frauen gehen ins Kloster.

Die Monogamie entspricht unserem Naturell nicht völlig, wurde jedoch durch die Liebe zum Erfolgsmodell und sichert jedem Menschen ein optimales Mass an Würde und Freiheit. Überdies ist in der Bibel das Verhältnis zwischen Mann und Frau ein Gleichnis für dasjenige zwischen Mensch und Gott. Gottes Treue ist der Sauerstoff einer humanen Gesellschaft.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Wer, wie, was? Flip (Adam Driver) und Ron (John David Washington) in «BlacKkKlansman».

Kino

Auch der Dümme wird's kapieren

«BlacKkKlansman» erzählt eine irre Geschichte über Rassismus, doch der Polit-Satire von Spike Lee fehlt es letztlich an Boshaftigkeit.

Von Wolfram Knorr

«Wer, wie, was / wieso, weshalb, warum / Wer nicht fragt, bleibt dumm», heisst es in der «Sesamstrasse», und Spike Lee («Do the Right Thing», «Malcolm X») dreht seine Filme seit langem nach diesem Konzept. Wieso, weshalb, warum gibt's Rassismus? Das muss man erklären, denn wer fragt schon? In seinem jüngsten, gelobten Opus, «BlacKkKlansman», wird das wunderbar vorexerziert, indem die wichtigsten Parolen heruntergebetet werden.

Etwa, wenn Bürgerrechtsaktivist Harry Belafonte wie ein Märchenonkel im Korbstuhl sitzt, umringt von jungen schwarzen College-Studenten, und von einem spektakulären Selbstjustizfall durch den weissen Mob erzählt, der 1916 einen Behinderten ungeprüft der Vergewaltigung beschuldigte, aufs Grausamste folterte, quälte, aufknüpfte. Oder wenn, am Beispiel des Stummfilmklassikers «The Birth of a Nation» (1915) nach dem Roman «The Clansmen» von Thomas Dixon, einem Machwerk des Rassismus, der geneigte Zuschauer darüber informiert wird, dass dieser damalige Blockbuster den Ku-Klux-Klan wieder salonfähig gemacht habe. Auch Stokely Carmichaels – alias Kwame Ture – (Corey Hawkins) flammende Rede über den Stolz

der Schwarzen mit jener Passage über den Kolonisten Tarzan darf nicht fehlen. Während dieser Nachhilfe werden weisse Dampfbäcker mit herumkrakeelten rassistischen Sprüchen immer hart dagegen geschnitten, damit auch der Dümme kapiert, worum es hier geht.

In diese Vorbeller-Szenen strickt Spike Lee die wahre Geschichte des Afroamerikaners Ron Stallworth ein (gespielt von Denzel Washingtons Sohn John David Washington), den die Polizei von Colorado Springs als ersten Schwarzen anstellte und der sich ins Archiv verbannen liess, um sich beleidigen zu lassen und dann als Undercover-Agent bei der Black-Power-Bewegung zu arbeiten. Danach unterwanderte er gemeinsam mit seinem jüdischen Kollegen Flip (Adam Driver) den Ku-Klux-Klan in Colorado Springs Anfang der siebziger Jahre. Während Ron den Kontakt per Telefon mit dem Klan aufnimmt, sich als Schwarzen- und Juden-Hasser «outet», gewinnt er das Vertrauen selbst von Grand Wizard David Duke (Topher Grace). Um in die Mischpoke eindringen zu können, gibt sich nun Flip als Ron aus und wird bald verdächtigt, ein Jude zu sein. Da versucht sich Spike Lee in einer Politsatire, und es gelingen ihm dazu einige Szenen, etwa,

wenn David Duke seinem neuen «Freund» am Telefon erklärt, er würde am Klang der Stimme jeden «Nigger» erkennen. Sein Gesprächspartner an der Strippe aber ist der authentische Ron Stallworth. Auch der sich sakral gebende Rassistenhaufen, der sich mit Weihwasseraktionen höhere Weihen verpasst, ist gespenstisch.

Für eine ernsthafte Politsatire aber fehlt es an Zuspitzungen, an einem eloquenten Fanatiker, der wirklich Angst macht (man denke nur an General Jack D. Ripper aus Stanley Kubricks «Dr. Strangelove»). Bei Spike Lee sind die Rassisten nicht viel mehr als Schiessbudenfiguren. Das mag in den Provinzvereinen wie jenen in Colorado Springs so gewesen sein. Aber eine Satire muss überhöhen, ätzen, weh tun. Mit dem Schluss – Donald Trump und seine Äusserung zum Fall Charlottesville und die Dok-Aufnahmen über die Demo 2017 – ist Lee leider wieder voll auf der «Sesamstrasse». Und so entpuppt sich letztlich «BlacKkKlansman» als astreiner Gesinnungsfilm. In den USA wird er von den Rechten totgeschwiegen und von den anderen gefeiert. Kein Zufall, dass er in Locarno den Publikumspreis erhielt. Er macht ja alles richtig und beantwortet korrekt, wer, wie, was. ★★☆☆☆

Weitere Premieren

McQueen — «Niemand», heisst es, habe «Alexander McQueen entdeckt. Er hat sich selbst entdeckt.» Und so falsch ist der Slogan nicht, denn Alexander, ein Pummel aus dem Londoner Arbeiterquartier East End, miserabler Schüler, der überall rausflog, hatte von klein auf nur eines im Kopf: Schneider, Nähen, Entwerfen. Seine Mutter, die er abgöttisch liebte, hielt immer zu ihm und riet ihm, sich mal bei einem vornehmen Schneider in der Savile Row vorzustellen. Alexander wurde zwar dort als «ungepflegt und hässlich» empfunden, aber zugleich als begabt erkannt. Es war der Beginn einer steilen Karriere. Mit aberwitzigen Modeshows – (etwa «Plato's Atlantis», 2010) wurde er zum *enfant terrible* der Szene. Doch mit dem Erfolg geriet er zusehends in Identitätsschwierigkeiten und Depressionen. Er galt, wie Freunde sagen, als «Zerrissener». Als seine Mutter starb, die ihm immer Halt gab, war er am Boden zer-



Mitreissend: Designer Alexander McQueen.

stört. Zwei Tage vor ihrer Beerdigung nahm er sich das Leben, gerade mal vierzig Jahre alt. Regisseur Ian Bonhôte und Autor Peter Ettedgui haben daraus eine hochspannende Doku gemacht, die auch jene mitreissen wird, die sich für Mode wenig interessieren. ★★☆☆☆



Am Ende sogar kitschig: «Hotel Artemis».

Hotel Artemis — 2028 herrschen in Los Angeles bürgerkriegsähnliche Zustände. Die Wasserrechte gehören Privatunternehmen, die Menschen haben die Schnauze voll. Es herrscht Mord und Totschlag auf den Strassen, aber nicht im «Hotel Artemis», einer Privatklinik, geleitet von «The Nurse», einer dubiosen Ärztin, die, versoffen und abgebrüht, den Laden schmeisst. In diese Festung aus karbonfasergepanzten Wänden kommt nur der Mob. Von Jodie Foster verkörpert, wirkt die «Nurse» wie eine perverse Version von Oberschwester Ratched aus «One Flew Over the Cuckoo's Nest». Doch leider kann sie die Story mit den Kriminellen und Sträflingen nicht retten. Dem Regieerstling des Drehbuchautors Drew Pearce («Iron Man 3») mangelt es an einer handfesten Story. Am Ende keilt das Ganze sogar in Kitsch aus. ★★☆☆☆

Knorrs Liste

1	The Guernsey Literary... Regie: Mark Newell	★★★★☆
2	Mission: Impossible – Fallout Regie: Christopher McQuarrie	★★★★☆
3	What Will People Say Regie: Iram Haq	★★★★☆
4	Don't Worry, He Won't ... Regie: Gus Van Sant	★★★☆☆
5	Christopher Robin Regie: Marc Forster	★★★☆☆
6	Hereditary Regie: Ari Aster	★★★☆☆
7	Ant-Man and the Wasp Regie: Peyton Reed	★★★☆☆
8	Amoureux de ma femme Regie: Daniel Auteuil	★★★☆☆
9	Equalizer 2 Regie: Antoine Fuqua	★★★☆☆
10	Catch Me! Regie: Jeff Tomsic	★★★☆☆

Jazz

Wind, Wetter, Wasser: Musik wie Natur

Von Peter Rüedi

Die Musik von Julius Eastman (1940–1990) ist kein Jazz. Aber sie ist schwarze Musik, oder genauer: Neue Musik, geschrieben von einem schwarzen Mann. Nicht nur damit war er ein Aussenseiter im Bereich der zeitgenössischen klassischen, in seinem Fall: minimalistischen Musik, die (ob ausgesprochen oder nicht) immer eine Domäne der weissen, europäisch-amerikanischen Musik war. Zweitens war Eastman homosexuell, und zwar nicht auf verdrückte Weise, sondern so, dass er sich 1975 beim «June in Buffalo New Music Festival» das Wohlwollen von John Cage nachhaltig verscherte, indem er eine Aufführung von dessen «Song Books» in eine schwule Performance umfunktionierte. Und endlich verfiel Eastman in den Achtzigern zunehmend dem Alkohol und dem Heroin. Er lebte als Obdachloser in Parks, erlag 1990 einem Herzversagen. Mit dem Tod des einstigen Zeitgenossen von John Cage, Morton Feldman, Pauline Oliveros, Petr Kotík sowie, später, von Meredith Monk und Robert Wilson verschwand auch seine Musik (er war ausserdem ein begabter Sänger und Tänzer).

Erst seit kurzem setzt so etwas wie eine Eastman-Renaissance ein. Nicht zuletzt durch ein Quartett von drei Schweizer Pianisten und einer Pianistin, die seit 2014 unter dem Namen Kukuruz Quartet auf kleinen und grossen Bühnen schwergewichtig mit der Interpretation von Eastman-Werken auftreten, in Gefängnissen, Spitälern, Museen, an Festivals aller Art. Für einmal, eben dokumentiert auf einer CD bei Intakt, auch an vier Steinways im alten Radiostudio Zürich. Überwältigende Musik, die der Zuhörer anders verlässt, als er sie betreten hat: kunstvoll gebaute Naturvorgänge wie aufziehende, ausbrechende und verebbende Gewitter oder sich überschlagende Wassermassen; das Crescendo eines wachsenden Zorns mit anschliessender Besänftigung («Evil Nigger»), aber auch ein grösserer Versuch über die Stille («Buddha»). Eine Musik, auch im abschliessenden Meisterstück «Gay Guerrilla», fast jenseits ästhetischer Kategorien. Die *liner notes* enthalten einen luziden Essay von George E. Lewis über Eastman und das Dilemma und die Zukunft einer schwarzen Neuen Musik.



Kukuruz Quartet (Philip Bartels, Duri Collenberg, Simone Keller, Lukas Rickli); **Julius Eastman Piano Interpretations.**
Intakt CD 306

Modellathlet

Von Manhattan nach Meilen, vom Fussballplatz auf den Fernsehschirm und vom Laufsteg in die Finanzwirtschaft: Die erstaunliche Karriere des Zürcher Fussballers Remo Staubli.

Von Thomas Renggli

In der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft geht es drunter und drüber: Doppeladler, Doppelbürger, Doppelfehler in der Kommunikation. Dabei gibt es auch Positives zu berichten. Denn der sportlich düstere WM-Sommer brachte doch noch einen Schweizer Sieger hervor: Remo Staubli, 29, ehemaliger Profi bei Zürich, Lugano und Aarau, ist der Mann, der in den vergangenen Monaten die beste Figur von allen Schweizer Kickern machte.

Als Hauptdarsteller im Werbespot des Online-Anbieters Galaxus feierte der Zürcher unerwartete Erfolge. Blankrasiert und frisch geduscht, brachte Staubli Glanz und Gloria in die Garderobe der Fünftliga-Kicker des FC Dübendorf – bevor er sich von der hemdsärmeligen Reinigungsfachfrau in den Senkel stellen liess. Allein auf Youtube wurde der Clip 600 000-mal angeklickt. Fast zwei Millionen Menschen schauten Staubli im Umfeld des WM-Spiels Schweiz–Brasilien zu: «Als Fussballer hatte ich in allen Spielen zusammen ein nicht annähernd so grosses Publikum», sagt er lachend. Der Spot sorgte auch unter früheren Teamkollegen für Erheiterung. «Ich war ziemlich überrascht, dass ich Remo während der WM fast mehr gesehen habe als andere Topspieler auf dem Platz», scherzt FCZ-Stürmer Marco Schönbächler. Schönbächler, ebenfalls ein Fussballer mit modischem Flair, gibt Staubli für seinen Auftritt die Note «10 von 10». Remo habe das «super und authentisch» gemacht.

Im Stamm mit Yann Sommer

Verblüfft war auch der Schweizer Nationalgoalie Yann Sommer: «Ich weilte in Südfrankreich in den Ferien und schaute am TV den Final zwischen Frankreich und Kroatien. Und dann kam – für mich völlig überraschend – der Spot mit Staubli. Ich habe Remo sofort zum coolen Auftritt gratuliert.»

Sommer und Staubli kennen sich aus gemeinsamen Zeiten in den Schweizer Juniorenauswahlen – und beide stammen von der Zürcher Goldküste: Sommer aus Küsnacht, Staubli aus Meilen. Obwohl sich ihre Karrieren kaum unterschiedlicher hätten entwickeln können, hielten die beiden bis heute Kontakt. Für Sommer keine Selbstverständlichkeit: «Remo ist ein guter Kollege. Es sagt viel aus, wenn man in Verbindung bleibt, obwohl man schon so lange nicht mehr zusammen gespielt hat. Ich schätze diesen Kontakt sehr.»

Staubli war als Fussballer ein grosses Talent. Bei den Junioren gehörte er zum Stamm der



«Fussball-Gott» im Brügglifeld: Ex-Fussballprofi Staubli.

Landesauswahlen und bewegte sich auf einer Stufe mit heutigen Topspielern wie Ivan Rakitic, Shkëlzen Gashi oder Yann Sommer. «Remo war ein begabter Flügelstürmer mit guter Technik und hartem Schuss», sagt Sommer.

Für Armani in Mailand

Mit vierzehn Jahren hatte Staubli von seinem Stammklub Meilen in die Nachwuchsabteilung des FC Zürich gewechselt. Doch sein Horizont reichte immer über die Seitenlinien hinaus. Obwohl ihn die Trainer am liebsten ganz für den Sport gewonnen hätten, beharrte er darauf, das Gymnasium Rämibühl zu Ende zu machen. Der damalige FCZ-Nachwuchschef Ernst Graf musste mit Sportchef Fredy Bickel beim Rektor vortreiben, um für Staubli einen Kompromiss zwischen Schule und Sport zu finden.

Trotz seiner Jugend war es aber immer der Spieler, der die Richtung vorgab: «Remo war sehr selbstbewusst und klar in seinen Handlungen. Die Schule für den Fussball hinzuschmeissen, wäre nie in Frage gekommen», sagt Graf. Staubli vertritt zu diesem Thema eine klare Haltung: «Als Profifussballer trainiert man nur in der Vorbereitung zweimal pro Tag. Sonst bleibt sehr viel Freizeit. Wieso soll ich dann nicht studieren oder einen Modeljob annehmen?» Für Trainer wie Krasimir Balakov, der zu seinen GC-Zeiten beispielsweise Kay Voser das Studieren verbieten wollte, hat er kein Verständnis: «Mir tat es immer gut, wenn ich einen Ausgleich zum Sport hatte. Ich konnte so besser abschalten.» Dass er den Fussball dadurch vernachlässigt hätte, weist Staubli allerdings weit von sich: «Morgens trainierte ich von 10 bis 12 Uhr mit 120-prozentigem Einsatz. Zwischen 14 und 17 Uhr ging ich mit 120-prozentigem Einsatz an die Uni. Weshalb soll das nicht parallel möglich sein?»

Allein aufgrund seines Geburtsorts sprengt Staubli das Schweizer Mittelmass: Beth Israel Hospital, First Avenue, Manhattan, New York City. Sein Vater Thomas arbeitete damals als Banker für die Credit Suisse an der Wall Street. Remo wurde als amerikanisch-schweizerischer Doppelbürger geboren. Als der Deutsche Jürgen Klinsmann 2011 das Amt des amerikanischen Nationaltrainers übernahm, rückte Staubli kurzfristig in den Fokus von US Soccer. Doch der Fussballer setzte seine Prioritäten schon damals längerfristig. Weil er wie sein Vater eine Karriere in der Finanzwirtschaft anstrebte, gab er den amerikanischen Pass 2012 freiwillig zurück: «Im amerikanisch-schweizerischen Spannungsfeld im Bankenwesen ist es kein Vorteil, den US-Pass zu besitzen.» Ausserdem drohten steuerliche Nachteile. Die USA sind eine der wenigen Nationen, die auch von ihren im Ausland lebenden Bürgern Steuern einfordern: «Noch Jahre nach der Rückgabe des Passes wurde mir aus

New York die Steuererklärung zugeschickt», sagt Staubli.

Den Doppelpass forcierte er dagegen auf dem Fussballplatz. Beim FC Zürich holte ihn Lucien Favre ins Profi-Team. Am 15. April 2007 lieferte er als Neunzehnjähriger mit dem Siegestreffer beim 2:1 in Sion einen wichtigen Beitrag zum Gewinn des Meistertitels. Es war eines von zwei Toren Staublis in dieser Saison – aber ein Ereignis, das er nie vergessen wird: «Die Emotionen, die einem der Fussball gibt, findet man sonst nirgends – weder als Model noch in der Privatwirtschaft.» Damals wurde Staubli eine grosse Karriere vorhergesagt. Als Sechzehnjähriger hatte er die Möglichkeit, in die Nachwuchsabteilung von Manchester United zu wechseln. Staubli lehnte ab: «Die englische Intensität wäre für mich zu viel gewesen. Dort wird im Training um Leben und Tod gekämpft, denn für die meisten englischen Spieler ist der Fussball die einzige Möglichkeit, im Leben etwas zu erreichen.»

So fanden Staublis Sternstunden in der Schweizer Provinz statt. Zu fast schon mystischem Ruhm brachte er es beim FC Aarau. «Fussball-Gott» riefen ihm die Fans von den morschen Brügglifeld-Stehrampen zu. Auslöser dieser «Heiligsprechung» war das Tor in der zweitletzten Challenge-League-Runde 2012 beim FC St. Gallen. Staubli drückte in der 95. Minute den Ball zum 2:1 über die Linie und ebnete seinem Team den Weg in die Barrage. Medienchef Remo Conoci erinnert sich aber noch an andere Gründe für Staublis Popularität: «Er ist immer umgänglich, offen und sympathisch – und er sieht gut aus.»

Zur ganz grossen Fussballkarriere reichten diese Qualitäten nicht: Staubli wurde immer wieder von Verletzungen gebremst: «In sieben Jahren als Profi musste ich vier Jahre zuschauen», rechnet er seine Schadensbilanz vor. Er deutet auf seinen Körper: «Hüfte, Becken, Gelenke – allein am Fuss zog ich mir rund zehn Bänderrisse zu. Irgendwann sah ich ein, dass es so keinen Sinn mehr macht.» 2018 beendete er seine Karriere beim FC Rapperswil-Jona in der Challenge League. Marco Schönbächler, der mit Staubli 2006 zeitgleich in der ersten Mannschaft des FCZ debütierte hat, sagt zum frühen Karriere-Ende seines Kollegen: «Wäre Staubli nicht immer wieder aus gesundheitlichen Gründen zurückgeworfen worden, hätte er sich in der Schweiz oder auch im Ausland durchsetzen können.»

So musste der Hochbegabte lernen, das Glücksgefühl auch neben dem Fussballplatz zu

finden. Den Impuls dazu hatte er schon in jungen Jahren erhalten. Während einer Trainingspause zu FCZ-Zeiten wurde er bei einem Mittagessen im Einkaufszentrum Sihlcity von einem Modelagenten angesprochen. «Du gehörst auf den Laufsteg», sagte der Scout. Staubli probierte es aus – und fand auf dem Catwalk neuen Halt. Auf dem Höhepunkt seiner zweiten Karriere lief er an der

Fashion Week in Mailand für Armani. «Dort bekam ich fast die Halskehre wegen der vielen schönen Frauen», sagt er mit schalkhaftem Blick. Von den Labels La Perla und Pal Zileri erhielt Staubli weitere Aufträge. Aber den Höhepunkt freilich feierte er diesen Sommer mit dem Galaxus-Spot: «Mit einer derartigen Resonanz hätte ich nie gerechnet», sagt er.

Angetan von seinem Auftritt war auch die Produktionsequipe. Sie attestierte Staubli schauspielerisches Talent – und animierte ihn, auf dieser Schiene weiterzumachen. Dass seine fussballerische Vergangenheit dabei kein Nachteil sein muss, beweist auch sein «Sündenregister»: «Eine meiner zwei

roten Karten sah ich wegen wiederholter Schwalbe», sagt Staubli augenzwinkernd.

Auf Bierhoffs Spuren?

Cineastische Ambitionen hegt er dennoch keine. Derzeit strebt er an der HSG in St. Gallen den Master in Accounting Finance an. «Meine berufliche Zukunft sehe ich im Finanzbusiness», sagt er. Oder zieht es ihn doch an den Fussballplatz zurück? Als Sportchef des FC Meilen hat er zumindest einen halben Fuss im Geschäft – so war er am letzten Samstag im Cupspiel gegen Servette Genf für neunzig Minuten wieder mit dem Profibusiness konfrontiert. FC-Meilen-Präsident Thomas Mühlbauer denkt, dass das Engagement von Staubli bei seinem Stammklub durchaus die Möglichkeit biete, im Geschäft Fuss zu fassen: «Wir sind zwar nur ein Dorfklub, aber hier kann Remo die Abläufe in einem Verein kennenlernen und sein Kontaktnetz auf Verbandsebene weiter ausbauen.»

Betriebsberater Mühlbauer sieht Staubli eindeutig ein paar Stufen höher: «Mit seinem BWL-Background und seiner Erfahrung als Profi erinnert er mich an Oliver Bierhoff vom Deutschen Fussball-Bund.» Bierhoff wurde als Stürmer 1996 mit Deutschland Europameister. Dieser Zug ist für Remo Staubli abgefahren. Für einen versierten Sportchef gäbe es im Schweizer Fussball aber in mehr als einem Klub (und im Verband) Verwendung – eher heute als morgen.



Werbespot mit Staubli.

«Als Fussballer hatte ich ein nicht annähernd so grosses Publikum.»

Das Doppelleben des Dr. Aribert Heim

In seiner Nachbarschaft in Kairo war Onkel Tarek ein allseits geschätzter Zeitgenosse. Doch er hütete ein dunkles, schreckliches Geheimnis. Sein richtiger Name war Aribert Ferdinand Heim, er war einer von Hitlers brutalsten Schergen. Jahrzehntlang waren ihm Fahnder vergeblich auf der Spur. *Von Giles Milton*

Seine Freunde und Nachbarn kannten ihn als Onkel Tarek, einen freundlichen, gutaussehenden Mann, der in den engen Strassen des Kairo der achtziger Jahre ein vertrauter Anblick war.

Nur eines war seltsam an Onkel Tarek: Obschon er selbst ein begeisterter Amateurfotograf war und kaum je ohne Kamera um den Hals aus dem Haus ging, liess er nie zu, dass man ihn fotografierte.

Das hatte seinen guten Grund: Onkel Tarek hütete ein dunkles, schreckliches Geheimnis. Sein richtiger Name war nicht Tarek Hussein Farid, wie er behauptete, sondern Aribert Ferdinand Heim, und er war einer von Hitlers brutalsten und übelsten Schergen gewesen.

Als SS-Arzt im Konzentrationslager Mauthausen war er berüchtigt dafür, mit sadistischer Lust zahlreiche Opfer gefoltert und umgebracht zu haben.

Er nahm an Gefangenen auch ohne Anästhesie Operationen vor, entfernte bei gesunden Insassen Organe und liess seine Opfer dann auf dem Operationstisch langsam verenden. Anderen injizierte er Gifte, inklusive Petroleum, ins Herz.

Eines seiner Opfer, ein achtzehnjähriger Jude, soll in die Klinik des KZ gegangen sein, weil sein Fuss infiziert war. Als Heim ihn fragte, warum er so fit sei, sagte er, er sei ein hervorragender Schwimmer gewesen.

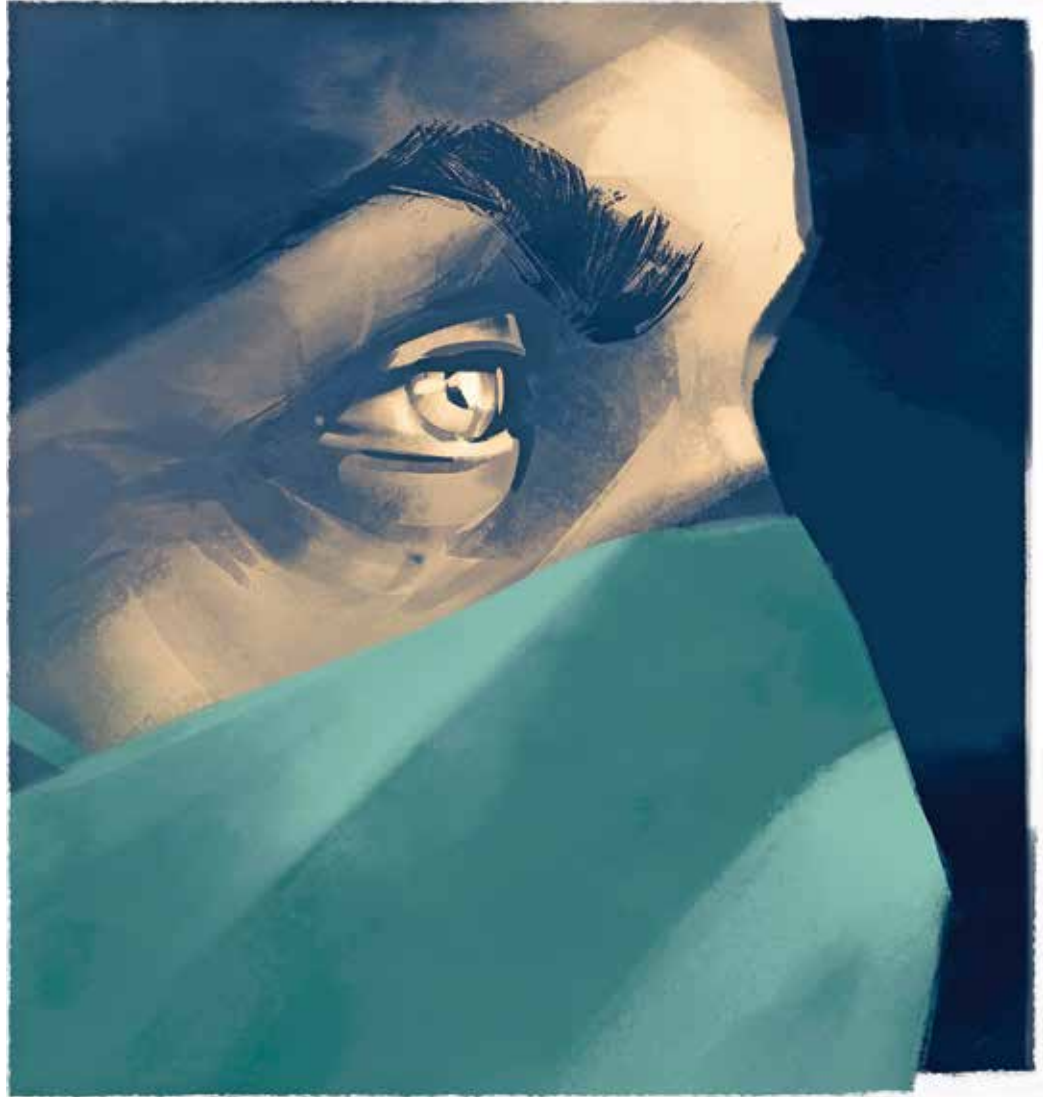
Heim verabreichte ihm ein Anästhetikum, angeblich, um seinen Fuss zu operieren. Kaum war der Mann eingedämmert, schlitzte ihn Heim auf, zerschnitt eine Niere, entfernte

Die Gefängnisaufseher wussten nichts von seinen Taten und liessen ihn bald darauf frei.

die andere und kastrierte den Mann. Daraufhin köpfte er ihn, um seinen Schädel als Briefbeschwerer zu verwenden.

Bei Kriegsende wurde Heim von den Amerikanern gefangen genommen und kurz inhaftiert. Doch die Gefängnisaufseher wussten nichts von seinen Taten und liessen ihn bald darauf frei.

Weniger als ein Jahr später erfuhren amerikanische Ermittler, die Kriegsverbrechen untersuchten, entsetzt, dass der Mann, den man freigelassen hatte, einer Reihe besonders



Schädel als Schreibtisch-Dekoration: Schlächter Heim.

abscheulicher Morde beschuldigt wurde. Laut Josef Kohl, einem ehemaligen Insassen von Mauthausen, war Heim der schlimmste Schlächter des Lagers gewesen.

«Dr. Heim hatte die Angewohnheit, die Münder von Insassen zu inspizieren, um zu schauen, ob ihre Zähne in einwandfreiem Zustand waren», sagte Kohl. «War dies der Fall, brachte er den Gefangenen mit einer Spritze um, schnitt seinen Kopf ab, liess ihn so lange im Krematorium, bis alles Fleisch weggebrannt war, und präparierte den Schädel dann für sich und seine Freunde als Schreibtischdekoration.»

Nach seiner Freilassung durch die Amerikaner hielt sich Heim bedeckt, blieb aber in Deutschland, wo er in Baden-Baden unter

einem angenommenen Namen lebte und als Gynäkologe arbeitete.

Nach längeren Ermittlungen entdeckte die deutsche Polizei 1962 seinen Aufenthaltsort und wollte zuschlagen. Doch Heim erfuhr von der beabsichtigten Verhaftung und flüchtete noch am selben Tag aus dem Land. Er wurde nie mehr in der Öffentlichkeit gesehen. Gemäss seinem Sohn fuhr Heim durch Frankreich und Spanien, setzte nach Marokko über und liess sich schliesslich in Ägypten nieder.

Ein kluger Schachzug. Im Gegensatz zur Mehrheit flüchtender Nazis, die es nach Südamerika verschlug, entschied sich Heim für den Nahen Osten. Hier führte er ein unauffälliges Leben. Ihm war klar, dass er, um seine Entdeckung zu vermeiden, eine überzeugten-

de neue Identität für sich schaffen musste. Er nahm den Namen Tarek Hussein Farid an und konvertierte zum Islam. Jeden Tag ging er durch die ägyptischen Basare zur Al-Azhar-Moschee. Er war auch oft im berühmten Café «Groppi», wo er für die Kinder seiner Freunde Kuchen und Süßigkeiten kaufte.

Deutsche und israelische Ermittler verfolgten verschiedene Spuren, gingen aber immer in die Irre, weil sie glaubten, er lebe in Südamerika. Tatsächlich lebte Heim unterdessen in Kairo bei der Familie Doma, die das

Er war oft im berühmten Café «Groppi», wo er für die Kinder seiner Freunde Süßigkeiten kaufte.

Hotel «Qasr al-Madina» führte. Hier verbrachte er das letzte Jahrzehnt seines Lebens, bis er 1992 an Krebs starb.

Viele Jahre lang blieb sein Doppelleben unentdeckt. Doch 2009 wurde seine alte Aktentasche entdeckt und geöffnet. Die darin befindlichen Papiere zeigten, dass Onkel Tarek und Dr. Heim identisch waren. Denn obschon manche Papiere auf Tarek lauteten, andere aber auf Heim, standen in allen dasselbe Geburtsdatum und derselbe Geburtsort: 28. Juni 1914 in Radkersburg, Österreich.

Dr. Heims Sohn gestand später, von einer Tante, die mittlerweile ebenfalls gestorben ist, habe er den Aufenthaltsort seines Vaters erfahren. Er sagte, er habe die Behörden nicht über die Existenz seines Vaters informiert, weil er dessen viele Freunde nicht gegen sich habe aufbringen wollen.

Stattdessen begrub er seinen Vater in einem namenlosen, anonymen Grab, wo er bis heute geblieben ist. Einer von Hitlers letzten Schlächtern und der prominenteste Nazi, der in den vergangenen Jahrzehnten den Behörden entkommen war, hat also nie für seine entsetzlichen Verbrechen büßen müssen.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:

«Nächste Folge: Der Wahnsinn von König Georg III.»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Meine Tochter im Teenager-Alter verlässt das Haus oft mit sehr knapper Bekleidung und stark geschminkt. Mein Einfluss als Mutter ist eher beschränkt. Wie erkläre ich dem pubertierenden Mädchen, dass es nicht unbedingt vorteilhaft ist, die gesamte Aufmerksamkeit auf seine sexuellen Reize zu richten?

Antonia G., Thalwil

Kinder im Teenager-Alter beginnen sich von den Eltern abzusetzen – ein Schritt, um erwachsen zu werden. Sie tun es auf verschiedene Weise, aber allen gemeinsam ist das Sich-Auflehnen gegen die elterliche Autorität: die einen, indem sie möglichst zerlumpte Kleider und struppige Frisuren tragen, andere, indem sie provozieren und – vor allem Knaben – indem sie rüpelnd, in der Schule Widerstand leisten. Mädchen verlassen provokativ «das Haus mit sehr knapper Bekleidung und sehr stark geschminkt» – wie Sie das erleben.

Der Einfluss der Mutter ist – wie Sie schreiben – eher beschränkt. Doch das

soll Sie nicht davon abhalten, Gegensteuer zu geben und dem «pubertierenden Mädchen» liebevoll, aber bestimmt zu erklären, dass es «nicht unbedingt vorteilhaft ist, die gesamte Aufmerksamkeit auf seine sexuellen Reize zu richten», wenn Sie dieser Meinung sind. Es ist gut, dies zu tun, auch wenn es nichts nützt und von der jungen Frau abgelehnt wird.

In der Pubertät suchen die Kinder diesen Widerspruch. Sie wollen sich lösen,

Ohne Gegensteuer gäbe es keine Auflehnung, Abgrenzung und Verselbständigung.

aber gleichzeitig auch wieder gebunden sein. Erfahrenen Widerstand gegen ihr selbständiges Tun brauchen sie. Ohne Gegensteuer gäbe es auch keine Auflehnung, Abgrenzung und Verselbständigung. Darum macht dieses Alter so viel Mühe. Aber es geht vorbei! Das weiss ich aus Erfahrung und der Beobachtung von Familien mit Kindern.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli- und Buchstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Kleine Brötchen

Die Aktionäre des schweizerisch-irischen Backkonzerns Aryzta erleben nicht viele gute Tage. Im Sommer 2014 notierte das Papier bei 90 Franken. Seither vollführt es einen recht stetigen Verfall, der Mitte August bei 8.10 Franken seinen traurigen Tiefpunkt erreichte. Auf einem solch niedrigen Preisniveau bewirkt auch eine kleine absolute Steigerung ein ansehnliches prozentuales Plus. Der Kurs stabilisiert sich etwas, seit das Unternehmen am 13. August die Ausgabe neuer Aktien für über 900 Millionen Franken bekanntgab. Dadurch wird zwar der Anteil des bestehenden Aktionärs verwässert, aber es könnte das einzige Mittel zur Rettung der mit fast zwei Milliarden Franken verschuldeten Firma sein. Seit der Fusion der schweizerischen Hiestand mit der irischen IAWS im

Aktienkurs von Aryzta AG

Vom 14. bis 21. August 2018, in Franken



Jahr 2008 verfolgte der Backwarenkonzern eine teure Expansionsstrategie. Gleichzeitig kam der Konsum von Backwaren aus der Mode, weshalb Aryzta heute mit massiven Schulden und Überkapazitäten dasteht. Florian Schwab



Thiel

Ameisen

Von Andreas Thiel

Sommaruga: Das Ziel des EJPD ist es, Ungerechtigkeiten in fremden Staaten zu bekämpfen.

Funciello: Sehr gut! Die Juso hat ein Entwicklungsprogramm für Ameisenstaaten lanciert.

Sommaruga: Wieso für Ameisenstaaten?

Funciello: In Ameisenstaaten setzt sich niemand für die Rechte der Arbeiterinnen ein. Das hat uns erschreckt. Und deren Machomännchen denken bloss an die Begattung der Königinnen. Zudem halten Ameisen Blattläuse als Sklaven.

Sommaruga: Herrje! Was kann man dagegen tun?

Funciello: Wir haben neben Arbeiterinnen und Soldatinnen eine neue Kaste von Ameisen gezüchtet: Juristinnen.

Sommaruga: Und?

Funciello: Diese haben als Erstes den Machomännchen die Flügel gestutzt, um sie zu zwingen, zu Hause zu bleiben und den Arbeiterinnen bei der Pflege der Larven zu helfen.

Sommaruga: Wenn die Männchen nicht ausschwärmen, entstehen ja gar keine neuen Kolonien.

Funciello: Umso besser, ich war schon immer gegen die Kolonisation. Die Männchen können ja zu Hause die Arbeiterinnen befruchten.

Sommaruga: Tun sie das?

Funciello: Na ja, die Streiks, die die Juristinnen unter den Arbeiterinnen angezettelt haben, verhindern das bislang. Dafür haben die Juristinnen die Ameisenarmee aufgelöst, die Soldatinnen nach Hause geschickt und die Blattläuse freigelassen.

Sommaruga: Da haben sich die Blattläuse sicher gefreut!

Funciello: Leider wurden alle von Fressfeinden gefressen. Es stellte sich heraus, dass die Blattläuse von den Soldatinnen nicht bewacht, sondern beschützt worden waren. Aber das konnten die Juristinnen ja nicht wissen. Auch nicht, dass ohne Honigtau, den die Arbeiterinnen von den Blattläusen gemolken hatten, eine Hungersnot ausbrechen würde.

Sommaruga: Das ist ja furchtbar!

Funciello: Ja, und es zeigt, dass wir an dieser Welt noch viel mehr ändern müssen, als wir gedacht hatten. Sonst funktioniert das nie!

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Champagner und Zuckerwatte

Eröffnung des Lucerne Festival im KKL; Festival der Meisterköche im «Grand Resort Bad Ragaz». Von Hildegard Schwaninger

Staunen, Leben im Augenblick, Träumen – das, sagte Ueli Maurer in seiner Rede, können wir von Kindern lernen. «Und die Musik gibt uns die Gelegenheit, das zu erleben.» Der Bundesrat sprach als Vertreter der Landesregierung an der Eröffnung des Lucerne Festival – für ihn «eine der wichtigsten Visitenkarten der Schweiz». Der Vater von sechs Kindern kam gerade von zwei Wochen Ferien mit den Enkelkindern zurück, es sei «richtig glatt» gewesen, und er habe wieder gesehen – Stichwort «Der kleine Prinz» –, dass es «philosophische Fragen sind, welche die Kinder stellen». Ueli Maurer kriegte riesigen Applaus – sein Stil war kurz, klar, prägnant. «Kindheit» ist das Motto des diesjährigen Lucerne Festival.

Riccardo Chailly dirigierte das Lucerne Festival Orchestra, man spielte unter anderem das Märchenballett «Der Feuervogel» von Igor Strawinsky. Lang Lang, der mittlerweile 36-jährige Ex-Wunderknabe des Klaviers, spielte das Klavierkonzert c-Moll KV 491 des Musik-Wunderkindes Wolfgang Amadeus Mozart.

Im Publikum sah man die Üblichen – Repräsentanten von Kultur, Wirtschaftsmacht und Geld. Christoph Franz (ist im Stiftungsrat von Lucerne Festival) und Severin Schwan von Roche, diverse Botschafter (USA, Spanien) und ganz viele Chinesen (wegen Lang Lang), die auf der mittlerweile weltberühmten Terrasse des von Jean Nouvel geschaffenen KKL wie wild den Vierwaldstättersee und die Schweizer

Berge fotografierten. Lang Langs Mutter war, wie immer, auch da.

Das Ambiente rund um das Konzert (Empfang vorher und Apéro riche nachher) war neu – und irgendwie offener. Es wurde in die Hände von Exklusiv-Caterer Andreas Pettenhofer gelegt, der sich mit seiner Firma, Fête accomplie, für ein ganz neues Konzept voll ins Zeug legte.

Das Begrüssungszeremoniell, bei dem sich immer lange Schlangen bildeten und man Präsident Hubert Achermann, Intendant Michael Haefliger und ihren Frauen die Hand schütteln konnte, war abgeschafft, man konnte sich direkt in die Lounge stürzen, wo einladende Tische standen (bisher sassen die Gäste der Wand entlang wie Singvögel auf der Stange). Für die Feier nach dem Konzert hatte Pettenhofer vor dem KKL ein wahres Kinderparadies herbeigezaubert: Bratwurststand, Zuckerwatte, Glace-Fahrrad, Sodawagen. Wem das zu wenig erwachsen war, der konnte sich am Stand vis-à-vis einen Gin Tonic holen. Und, ganz neu und dem Organisator ganz wichtig: In der Pause gab es für jeden Gast ein Glas Champagner (Mumm), was das Schlange stehen an der Pausentheke ersparte.

Festival-Präsident Hubert Achermann sprach in seiner Begrüssung die optimistische Hoffnung aus, hier seien «Menschen, die an die Zukunft glauben und die Fähigkeit haben, diese zu gestalten». Es war ein schöner Abend: magische Augenblicke in der Musikstadt Luzern.



Fast verliebt

Sex nach Plan

Von Claudia Schumacher

Wenn man regelmässig mit Leuten über Sex redet, weil man zum Beispiel eine Kolumne über Liebe und Sex schreibt, dann hat man viel gehört. Mit Bettgeschichten kriegen Sie mich nicht so

leicht verschreckt. Auch an ein breites Spektrum beziehungsüblicher Psychospiele habe ich mich gewöhnt wie der Hausarzt an Winterrotz in sämtlichen Farben des Regenbogens. Eine Sache aber trifft mich heute noch wie beim ersten Mal, als ich von ihr hörte: Sex nach Zeitplan. Hä?

Ja, es gibt sie: Menschen, die in den Terminkalender eintragen, wann sie das nächste Mal kopulieren. Und weil das Skript des Lebens oft dem Klischee folgt wie eine billige Schmonzette, machen diese Leute meiner Erfahrung nach häufig was mit Zahlen, arbeiten auf der Bank, in der Sachbearbeitung oder in einer Beratung. Mathematisches Talent und die Durchstrukturierung des eigenen Seins gehen wohl einfach gerne Hand in Hand.

Aber Sex und Liebe, das ist doch was Gewaltiges, Unkalkulierbares – das irrationale Element unseres Lebens. Sex nach Kalender er-



Begrüssung: Hubert Achermann, Gattin Christine.



Festival: Caminada, Chevrier, Giovannini, Heller.



Einzigste Frau: Bernadette Lisibach.

Ein Festival der Meisterköche fand letzten Sonntag im «Grand Resort Bad Ragaz» statt (dort, wo kürzlich Martina Hingis geheiratet hat). Auf Initiative von Urs Heller, Chefredaktor des «Gault Millau», wurde erstmals eine Gartenparty veranstaltet (Eintritt, alles inklusive: 330 Franken), bei der die renommiertesten Köche der Schweiz und Liechtensteins ihre Künste zeigten.

Im grosszügigen Garten des Resorts, rund um den Swimmingpool, waren Tische und Lounge-Sofas aufgestellt. An diversen Ständen kochten zwölf Stars der Gastro-Branche. Alles mehrfach preisgekrönte Spitzenköche. Heiko Nieder vom «Dolder Grand», Franck Giovannini vom «Hôtel de Ville» in Crissier, Andreas Caminada vom «Schloss Schauenstein», Philippe Chevrier («Domaine de Châteaueux»), André Jaeger (der Pionier der europäisch-asiatischen Küche servierte Schweinebauch vom Grill), Guy Ravet aus Vufflens-le-Château (saftige Kalbshaxen), Hubertus Real vom «Sonnenhof» in Vaduz, Renato Wüst und Sven Wassmer vom «Resort Bad Ragaz», Roger Kalberer («Schlüssel» in Mels), der «Pâtisier des Jahres» Julien Duvernay («Stucki» in Basel), und – als einzige Frau – Bernadette Lisibach («Neue Blumenau» in Lömmenschwil SG). Die Gäste standen rund um den Swimmingpool, Sven Epiney präsentierte, und auf der Wiese standen ein paar brandaktuelle Porsches, denn Porsche war der grosse Sponsor des Anlasses. Porsche-Schweiz-Chef Michael Gliniski: «Spitzengastronomie und Porsche ergänzen sich perfekt.» Die Gault-Millau-Gartenparty fand zum ersten Mal statt – sie schreit nach Wiederholung.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

scheint mir strenggenommen ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Menschen, die den Sex trotzdem in den Kalender eintragen, sind übrigens meistens – und das ist jetzt vielleicht weniger erwartbar –: Männer. Und sie haben ein Problem. Wer so wenig Trieb hat, dass er den nächsten Beischlaf notieren muss, entspricht nicht dem gängigen Mannsbild. Deshalb solche Herren vorsichtig sind und sich maskieren. Gerne mit einer besonders attraktiven Frau an der Seite, bei der keiner je denken würde, dass sie bei einem Mann bliebe, der es ihr nicht richtig ... Sie wissen schon.

Männer, die Sex im Kalender notieren, mögen Sex vielleicht einfach nicht besonders, haben einen Sauberkeitsfimmel, Angst vor Keimen, verdecken ihre Homosexualität oder sind asexuell – was weiss ich. Jedenfalls kannte ich mal einen Sören, einen Unternehmensberater, der nicht ohne Handdesinfektionsmittel

verreisen konnte. Für seine Freundin führte er stets ein zweites Fläschchen mit. Sie erzählte, dass der Sex meistens in unter zehn Minuten vorbei war, im Dunkeln stattfand – und wenn sie nicht perfekt gestylt und aufgestrapst war, ging gar nichts. Oft verabredeten sie sich für Sex – liessen ihn dann aber ausfallen. Sex nach Plan ist offenbar Sex, auf den man auch gut verzichten kann.

Die frohe Botschaft dabei ist: Sind Sie ein Mann mit einer schönen Frau und müssen sich künstlich zur Begattung anhalten, dann plagen Sie sich nicht weiter. Denn ihre Frau ist mit grosser Wahrscheinlichkeit auch aus anderen Gründen mit Ihnen zusammen. Streichen Sie die blöde Erinnerung einfach aus dem Smartphone, und geben Sie ihr stattdessen was anderes. Zum Beispiel, heisser Tipp: Ihre Kreditkarte.



Unten durch

Sommer-Extra (3)

Von Linus Reichlin

Ich schwelge gerade in Erinnerungen an den Sommer 1972. Da war ich fünfzehn und begann mich dafür zu interessieren, ob bei mir untenrum alles stimmte. Ob ich mich sozusagen bei den Mädchen so zeigen konnte. Ob es da genügend zu sehen gab. Der Sommer 1972 war extrem heiss und trocken, und man konnte als Fünfzehnjähriger gar nichts anderes tun, als hinter zugezogenen Jalousien erotische Ratgeberbücher zu lesen. Der Rat, den sie einem erteilten, war, dass man, falls man an sich zweifelt und befürchtet, dass die Natur einen vernachlässigt hat, zur Sicherheit am besten nachmisst. Und wenn man dann feststellt, dass es weniger als sechzehn Zentimeter sind, soll man mit einer Vertrauensperson sprechen, einem Lehrer oder einem Pfadfinderführer, einem Pfarrer oder, wenn's nicht anders geht, mit den Eltern.

Vielleicht auch mit einem älteren Bruder. Also fragte ich meinen älteren Bruder, ob er zufällig das Ratgeberbuch auch gelesen habe. Er sagte: «Ja.» Ich fragte ihn, ob er zufällig auch mal bei sich gemessen habe. Er begann zu weinen. Ich sagte, er solle es nicht so tragisch nehmen. Ich fragte ihn, wie viel es denn bei ihm sei. Er sagte, es seien nur dreizehn! Er sagte, mit so wenig werde er es nie schaffen, die schöne Sonja rumzukriegen, und falls er es wider Erwarten doch schaffe, werde er sie buchstäblich nicht bei der Stange halten können! Aber er habe in einem anderen Buch gelesen, dass man das Ding zwei Zentimeter verlängern kann, wenn man jeden Tag zwanzigmal daran zieht, richtig toll zieht, bis man merkt, dass man jetzt aufhören sollte. Ich sagte: «Dann wärs du aber erst bei fünfzehn.»

Er sagte: «Aber fünfzehn sind doch schon fast genug! Wie viel hast du denn?» Ich sagte: «Na ja, ich glaube, das ist nicht erblich. Das kann bei jedem in der Familie anders sein. Du hast ja auch kleinere Ohren als ich.» Ich muss dazu sagen, dass ich zwar der Jüngere war, aber ehrlich gesagt viel intelligenter als er. Ich hatte knapp sechzehn, manchmal auch volle sechzehn, es hing vom Messinstrument ab. Mit dem Schneider-Massband meiner Mutter kam ich auf 15,6, und mit dem Handwerker-Zollstab meines Vaters auf 16,3. Aber das waren natürlich Tageswer-

» Fortsetzung auf Seite 66

te, das änderte sich dauernd. Es hing zum Beispiel davon ab, ob ich mir beim Messen ein *Playboy*-Heftchen anschaute oder ob ich mir meine Lehrerin, Frau Petrelli, nackt vorstellte. Die *Playboy*-Bilder verbesserten das Messergebnis, die Petrelli-Vorstellungen verschlechterten es, denn Frau Petrelli sah schon angezogen nicht besonders hübsch aus, geschweige denn, wenn sie in meiner Vorstellung nackt in der Turnhalle stand und mir einen Medizinball zuwarf.

Diese schwankenden Messwerte verunsicherten mich natürlich, deshalb wollte ich ja mit einer Vertrauensperson reden. Aber mein älterer Bruder packte mich an der Gurgel und sagte: «Gib es zu, du hast achtzehn, du kleiner Wichser! Du glaubst wohl, dass du so bei Sonja landen kannst!» Ich sagte: «Wenn ich achtzehn hätte, würde ich ja wohl nicht mit einer Vertrauensperson reden!» Mein Bruder verpasste mir einen Kinnhaken, und ich sagte: «Okay, ich geb's zu, ich hab achtzehn!» Jetzt weinte er wieder, und dann sagte er, ich solle verschwinden, er müsse seine Ziehübungen machen.

Zwei Stunden später brachte mein Vater ihn mit einer genitalen Muskelzerrung ins Krankenhaus. Der Arzt sagte zu meinem Bruder: «Gütiger Gott, dein Penis sieht ja aus, als hättest du ihn an eine Lokomotive gebunden!» Die Vermessung ergab eine Länge von 19,5 im unerigierten Zustand. «Bleibt das so?», fragte mein Bruder hoffnungsvoll. «Nur wenn wir einen Amboss dranhängen», sagte der Arzt. Ja, so war das im Sommer 1972. Drei Monate später, als die Blätter sich färbten und die stacheligen Kastanienfrüchte einem recht schmerzhaft auf den Kopf fielen, erreichte ich in Sonjas Bett eine Rekordlänge von 16,9.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Merlots zwei Gesichter

Von Peter Rüedi

Was ist das Glück? Was Melancholie, was nur so zum Beispiel, Poesie? Es gibt, auch im Bereich der Naturwissenschaften, Dinge, die zweifellos real, aber kaum oder gar nicht zu quantifizieren oder zu definieren sind. Ein Inbegriff ist etwas anderes als ein Begriff. Manchmal scheint mir, beim zurzeit modischen Wort «Terroir» handle es sich um einen solchen. Ich weiss: Die Summe aus Geologie, Pedologie, kurz- und mittelfristigen Wettereinflüssen und langfristigen klimatischen Bedingungen und nicht zuletzt der menschliche Beitrag machen insgesamt die Grösse «Terroir» aus. Experimentell zu quantifizieren sind die Unterschiede so wenig wie das Duft- und Geschmacksprofil eines nicht einmal allzu komplexen Rotweins. Was nicht heisst, sie seien nicht zu erspüren. Habe ich wieder einmal sinnfällig erfahren angesichts der eindrücklichen Weinauswahl der Cantina Kopp von der Crone Visini in Barbengo südlich von Lugano. Die beiden Weinmacher Anna Barbara von der Crone und Paolo Visini, Arbeitskollegen seit 2002 und Partner seit 2006, gehören mit ihren Spitzenweinen Balin und Irto zur vielfach

ausgezeichneten Aristokratie des Tessiner Weinbaus. Sie bewirtschaften insgesamt sieben Hektaren. Aber nur zwei davon ziehen sich wie in einer kleinen Arena um ihr Wohn- und Kellerhaus in Barbengo. Der Rest ergibt insgesamt so etwas wie eine Anthologie der Tessiner Böden (unter Ausklammerung des Malcantone): eine Hektare in Sementina, mühsam steile Lagen am Hang über des Magadinoebene; eine in Obino am Eingang der Muggiotals und in eine in Gorla, beide in der Gemeinde Castel San Pietro (Kopps erste Station im Tessin); und eine ganz im Süden in Pedrinate (Visinis erste Reben). Die beiden Prestige-weine sind aus Trauben all dieser Lagen gebaut.

Hier seien für einmal die beiden mittleren im Sortiment warm empfohlen, und zwar gerade wegen ihrer Differenz. Sie waren beide etwas im Holz, aber entweder in grösseren Volumen oder in Barriques der wiederholten Verwendung. Der Tinello 2016 kommt von Pedrinate, das, so Visini, mit den kalklosen Böden mit Gletschersedimenten und lehmigem Sand «ein bisschen ein Exot ist im Mendrisiotto». Dieser Merlot hat eine tolle, rotbeerige Frucht, viel Tiefe und viel Biss – ein cooler, schlanker Charakterdarsteller voll vibrierender Spannung. Der Gota 2016 aus Gorla dagegen ist voller, wärmer, hat etwas weniger Säure: ein klassischer, ausbalancierter Merlot aus dem Mendrisiotto, auf wenig Kalk gewachsen und auf Anhieb etwas leichter zugänglich. Was ist Terroir? Der Unterschied zwischen diesen zwei gleichermassen schönen Merlots, entstanden in keinen zehn Kilometern Luftdistanz und ganz ähnlich vinifiziert, macht es sinnfällig. Die Differenz macht das Glück. Beim Wein. Unter anderem.

Cantina Kopp von der Crone Visini: Tinello 2016 Merlot IGT. 13%, Fr. 24.–. www.cantinabarbengo.ch Gota 2016 Merlot IGT. 13%, Fr. 24.– (ebenda)



Salz & Pfeffer

Im Reich der Entenpresse

Von Andreas Honegger

Das Hotel «Kronenhof» in Pontresina hat einen prächtigen Speisesaal, das «Grand Restaurant», das eine ausgezeichnete traditionelle, aber auch innovative

Küche pflegt. Damit der für die Küche zuständige Fabrizio Piantanida seiner Kreativität auch mal so richtig ihren Lauf lassen kann, steht das Gourmet-Restaurant «Kronenstübli» für die Kür bereit. Es ist mit 16 Gault-Millau-Punkten ausgestattet. Seine zwei alten, mit Arvenholz ausgekleideten und überwölbten Stuben strahlen Wärme und Eleganz aus. Das Angebot ist solide, aber etwas verspielt. Zur Entenleber werden Erdbeeren serviert, die Ravioli sind mit Ossobuco gefüllt (sie sind köstlich und von Eierschwämmen begleitet), der Branzino kommt mit Limetten und Miesmuscheln auf den Tisch, der Königskrebs mit Sauerampfer und Yuzu (hervorragend). Das Filet vom Black Angus wird von Trüffeln begleitet und ist einfach perfekt.

Am Mittwoch wird Tafelspitz celebriert mit Kalb, Rind, Markbein, Zunge, Kalbskopf, Schlackwurst, Schnittlauchkartoffeln, Salsa verde und Apfelmeerrettich. Österreich liegt

einige Kilometer weiter unten im Tal, und die Lombardei beginnt am andern Ende des Berninapasses. So trifft sich hier der Tafelspitz mit dem Bollito misto.

Noch spektakulärer ist der Canard rouennais à la presse, mit den hervorragenden Enten aus der Normandie. Aus den Karkassen wird die Sauce in der silbernen Presse herausgedrückt. Da diese noch etwas blutig ist, wird diese Zubereitung auch als «canard au sang» bezeichnet. Auf jeden Fall ist es eine aufwendige Spezialität, die für zwei Personen für je 98 Franken erhältlich ist. Das Personal, das eine exklusive Show bietet, ist auch wunderbar freundlich. Wir haben zu dritt rund 450 Franken ausgegeben – und es war jeden einzelnen Franken wert.

Kronenstübli im «Grand Hotel Kronenhof», 7504 Pontresina. Tel. 081 830 30 31. www.kronenhof.com



Auto

Sommer in Südengland (II)

Mit dem BMW M5 in Cornwall: Das «Land der Hecken» ist für Autofahrer eine interessante Herausforderung. *Von David Schnapp*

Die englische Landstrasse ist vermutlich weltweit einmalig und für einen Kontinentaleuropäer nicht einmal in erster Linie wegen des Linksverkehrs eine Herausforderung. In den grosszügig verbauten Verkehrskreuzungen nach links einzufädeln und beim Abbiegen auf die andere Seite zu blicken, verinnerlicht man relativ schnell. Wenn sich aber die ohnehin schon schmalen Strassen noch weiter verengen und die Hecken auf beiden Seiten des Weges zu grünen Höhlen zusammenwachsen, ist höchste Konzentration gefordert.

Wir sind unterwegs von der Atlantikküste bei Newquay in Richtung englischer Kanal; der knapp zwei Meter breite BMW M5 füllt die Landstrasse schon ziemlich gut aus, als aus der Gegenrichtung zwei Transporter und ein moderner Mini auftauchen. Es dauert mehrere Minuten, bis die Autos aneinander vorbeimanövriert worden sind. Das ist eine typische Szene, die sich täglich mehrfach wiederholt, wenn man durch (Süd-)England fährt.

Manche Hecken sind gewölbeartig getrimmt und vermitteln den geheimnisvollen Zauber einer Landschaft, in der man sich fühlt, als würde man durch das märchenhaft-idyllische Auenland des britischen Autors J.R.R. Tolkien («Herr der Ringe») fahren. Wenn jetzt plötzlich aus einem der Gartentörchen, die in die englischen Hecken eingelassen sind, ein kleiner Hobbit mit spitzen Ohren und riesigen behaarten Füßen treten würde, wäre ich nicht einmal besonders überrascht.

Sicherheit beim Überholen

Der M5 ist hier natürlich masslos unterfordert, aber zur Qualität des Autos gehört eben, dass es auch für alltägliche Durchschnittsanforderungen gemacht ist. Denn die fast atemberaubende Längsbeschleunigung braucht man ja zugegebenermassen nicht am laufenden Band. Obwohl: Ich bin immer wieder froh über die Gewissheit, dass an den wenigen Stellen, an denen man überholen kann, ausreichend Kraftreserven zur Verfügung

stehen, um den Vorgang zügig und sicher abzuschliessen.

Ein Druck auf die verführerisch rotlackierte Taste oberhalb des Lenkradcentrums – und der M5 schaltet später, Federung und Lenkung sowie Motoransprechverhalten werden sportlicher, und die knapp zwei Tonnen schwere Sportlimousine schießt mit beeindruckender Vehemenz nach vorn. Auf die Taste kann man sein persönliches Setup programmieren, um gewissermassen auf Knopfdruck den Schafspelz abzuwerfen und den Wolf hervorzuholen. Denn: Sicherheit beim Überholen halte ich für einen nicht zu unterschätzenden Nutzen bei leistungsfähigen, alltagstauglichen Autos.

Am Ende der Englandreise habe ich genau 3841 Kilometer zurückgelegt, im Durchschnitt 10,8 Liter Super plus verbraucht und kann sagen, dass es – automobiltechnisch gesehen – sehr schöne Ferien waren.

BMW M5

Leistung: 600 PS/441 kW; Hubraum: 4395 ccm;
Drehmoment: 750 Nm;
Verbrauch (EU-Norm): 10,7–10,8 l/100 km;
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h;
Beschleunigung 0–100 km/h: 3,4 sec;
Preis: Fr. 139 900.–, Testauto: Fr. 187 400.–

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als gläubige Christin ein Kopftuch tragen? *Marianne Guillomen, Bern*

Als unsere Familie im Jahre 1959 im Unteregadiner Dorf Guarda die Ferien verbrachte, trugen die meisten Einwohnerinnen schwarze Kleidung mit Kopftuch. Guarda war evangelisch-reformiert. In Südeuropa waren entsprechende Dorfbilder bis weit in die 1990er Jahre anzutreffen. Meine Schwiegermutter, eine Bäuerin im Zürcher Weinland, trug während Jahrzehnten Kopftücher gegen Hitze und Kälte. Der Apostel Paulus will, dass die Frauen in der christlichen Gemeinde ihr Haupt bedecken. (1. Korinther 11). Dafür bringen wir heute wenig Verständnis auf, doch darf dieser kulturelle Wandel nicht dazu führen, Kopftücher zu ächten. Auch dass sie seit einiger Zeit eine religiöse oder ideologische Signalwirkung ausüben, ist kein Grund, auf sie zu verzichten. Das Kopftuch ist primär ein hundertmillionenfach bewährtes Kleidungsstück.

Peter Ruch

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Trotz allen Unkenrufen und negativen Vorhersagen existiert die Schweiz noch immer und bewährt sich bestens.» *Christine Lefor*

Nichts bemerkt

Nr. 33 – «Die besten Gemeinden 2018»; *Weltwoche*-Gemeinderating

Im Gemeinderating ist unsere Gemeinde Risch ZG in der Erreichbarkeit auf Rang 460 klassiert, während das in der Tabelle benachbarte Fällanden ZH hier den stolzen 41. Rang belegt. Da Risch gerade wegen seiner sehr guten Erreichbarkeit von vielen Firmen als Standort gewählt wird, habe ich einmal nachgerechnet: Fährt man mit dem Auto von Fällanden nach Bern, Basel, Zürich, Chur und Genf, ergibt das, addiert, 8:22 Stunden. Das Gleiche geht ab Risch 7 Minuten schneller. Die genannte Strecke mit dem ÖV allerdings dauert ab Fällanden ganze 13 Minuten weniger. Für ÖV-Fans ist also Fällanden in Sachen Zeitgewinn um 2,5 Prozent höher zu bewerten. Vielleicht wählen deshalb so viele Firmen Risch als Standort, weil sie denken, Risch sei auch für die Steuerfahnder entsprechend schlecht erreichbar. *Bobby Erni, Risch*

Ich frage mich, wie aussagekräftig Ihr Gemeinderating tatsächlich ist. Ich wohne in der kleinen Tessinergemeinde Comano und habe mich jedes Jahr gefreut, dass die Gemeinde unter den oder zumindest in unmittelbarer Nähe der Top-10-Gemeinden figuriert; 2015 Rang 3, 2016 Rang 6, 2017 Rang 12. Und nun 2018: Rang 265. Punkto Sicherheit ist unsere Gemeinde von Rang 20 (2017) auf Rang 652 abgestiegen. Das Leben in unserer Gemeinde mit einer Bevölkerung von zirka 2 000 Menschen soll über 30-mal weniger sicher sein als im Jahr zuvor? Ich habe nichts davon bemerkt!

Dieter Kaegi, Comano

Realitätsverlust

Nr. 33 – «Feminismus mit Scheuklappen»; Katharina Fontana über Gewalt an Frauen

Wenn die Faktenlage der eigenen idealisierten Weltanschauung allzu schmerzlich widerspricht, wie soll man dies bewältigen? Durch Verleugnen, Verdrängen, Schönreden, Totschweigen? Am einfachsten ist es, die Ursache pauschal auf die intolerante und fremdenfeindliche Gesellschaft zu projizieren, die nach eigener Auffassung ohnehin von latent gewaltbereiten Männern dominiert wird.

Peter Baumann, Möriken

Typisch grün

Nr. 33 – «Sterben fürs Klima»; Alex Baur über den Bann von Klimaanlagen

Das Klimaanlagen-Verbot in Altersheimen ist typisch grün. So sind denn diese Leute alles an-

dere als Menschenfreunde, denn sie verwehren auch den minderentwickelten Gegenden dieser Welt den Zugang zu bezahlbar Energie und somit auch zu mehr Wohlstand und weniger Abwanderung. Kein Erdöl, kein Gas und schon gar keine Kernenergie, denn diese sind alle des Teufels! Was sollen in solchen Situationen hässliche Windräder und teure Fotovoltaik-Anlagen, die keine zuverlässige Versorgung gewährleisten? Somit mein Fazit: Grün = menschenfeindlich. *Fridolin Spälti, Richterswil*

«Geht bloss nicht in die EU!»

Nr. 32 – «Botschafterin im Angriffsmodus»; Christoph Mörgeli über Ursula Plassnik

Als ehemalige Österreicherin, seit 44 Jahren hier lebend und seit 30 Jahren eingebürgert sowie Fan des schweizerischen Demokratieverständnisses, kann ich nur feststellen, dass Ursula Plassnik, Österreichs Botschafterin in der Schweiz, wenig Ahnung davon hat, wie die Schweiz tickt. Schon dass sie «gegen jede Form der direkten Demokratie ankämpfte» (sie war gegen eine EU-Volksabstimmung!), zeigt, dass sie nicht begriffen hat, wie die Schweizer Basisdemokratie funktioniert. Trotz allen Unkenrufen und negativen Vorhersagen existiert die Schweiz noch immer und bewährt sich bestens. Auch Stimmen in Österreich, die es sehr bedauern, dass sich die Schweiz und Österreich nicht zusammengetan haben, um gemeinsam gegen Bürokratiemonster wie die EU anzugehen, scheint sie nicht wahrzunehmen. Sehr oft höre ich in Österreich bei Gesprächen die Bemerkung: «Schweizer, geht bloss nicht in die EU!»

Christine Lefor, Liestal

Ich würde nicht so grosse Töne spucken, wie dies die österreichische Botschafterin tut, wenn ich die Vergangenheit ihres Landes hätte: Immer mit dem Stärkeren paktieren und dann grausam verlieren. Ja, die von Österreich gehänselten «dummen Kuhschweizer» haben vor dem Zweiten Weltkrieg stets das bessere Los gezogen. Nichtsdestotrotz muss man dem jetzigen Kanzler Sebastian Kurz ein Kränzchen winden. Er hat die Orientierungslosigkeit der EU und von Frau Merkel in der Asylpolitik gebrochen und mutige Entscheidungen getroffen.

Hans Lang, Bern

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1		2	3	4		5	6	7		8	9	10	11
12		13					14							
15											16			
17							18							
19				20		21		22		23				
				24		25		26						
	27		28							29		30		31
32							33		34					
35									36					
37														
38							39							

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Was dereinst im Cheminée knistert

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 Auf diesem Sitzplatz bleibt man auch bei Regen sitzen. 8 Ob bei Papa oder Pop, es bleibt ein Palindrom. 12 Tönt äffisch, war aber fürstlich, jener Schreitanz vor 400 Jahren. 14 Wenn's der Mai nicht richtet, macht man es halt später. 15 Man kann sie Echtheit oder Ichbewusstsein nennen. 16 Auf das Kommen und Gehen von diesem Nass ist Verlass. 17 Kommunikation mit variantenreichen Zeichen. 18 Zweierlei Spielerei, doch das ist dann einerlei. 19 Umstände, bei denen man sich die Hände ringt. 22 So nennt sich gern, wer mit den Augen genießt. 24 Mannigfaltiger Schweizer Schmaus. 26 Ist es zu sehr so, fragt man manchmal was?! und vor allem wo? 27 Bürgerkriegsgewohnt und auch von den Nachbarn kaum verschont. 29 Wo die gesamte Bevölkerung 1942 das Georgs-Kreuz erhielt. 32 Er lässt sich auch ohne Schlot einiges einfallen. 33 Bei zu grosser Neigung wird die Schiefelage dann schon mal kritisch. 35 Gut für ihn: Hakennase statt Hakenkreuz. 36 Studenten haben sie hinter sich, Studentinnen auch. 37 Ob Singular oder Plural, die Wahl ändert bei diesem Pronomen nichts. 38 Ein namentlich sich selbst treu bleibender Jünger. 39 Blau – nicht besoffen zwar, aber ganz schön abgehoben.

Senkrecht — 1 Bei ihm verschafft sich die Sehnsucht liebevoll Gehör. 2 Vermehrt haben im fahrenden Untersatz noch mehr Leute Platz. 3 Die Zeitung sollte man nicht mit ihr vermengen. 4 Was Putzfrauen sehr gut kennen. 5 Mit dort in Italien zieht man damit zusammen dann gerade Striche. 6 Die Zahl weist auf Rütli Schwur hin. 7 Schweizer Rad- und Fussball-Legende, die auf selben Namen hören. 8 Manchmal erscheint er endlos lang, dann wieder viel zu kurz. 9 Diese Glocke erinnert total an jenen schottischen Erfinder. 10 Schon haarig, eine solche Rotgrün-Mischung. 11 Wohl kein Opportunist, wer so reagiert. 12 In Jamaika ist man ganz schön scharf drauf. 13 Tätigkeit – ohne Hammer ein Jammer. 20 Getreideersatz, namentlich ein tierischer Fortsatz. 21 Andersherum gesehen war er bei den Talking Heads die Eins. 23 In der extremsten Phase wird er zur Ekstase. 25 Verklemmt, konstatiert die Seelenklempner. 27 Was der Strumpf damit zu tun hat, erzählte Cooper. 28 Richtig sortiert dient er Putzfrauen. 30 Menschen wie du und ich. 31 Anders gesagt geht es um eine Varietät. 32 Am Ende unterscheidet es sich doch wesentlich von 1 senkrecht. 34 Stolzer Muslim, der so betitelt.

© Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 580

F	E	S	T	S	A	A	L	H	I	H	I			
R	A	R		I	A	L	M	A	I	T	R	A		B
E	I	N	T	E	I	L	E	N	B	R	I	S	E	
S	M	E	S	T	E	N	O	G	R	A	F	I	N	
E		S	P	E	R	L				T	A	G	E	
G	E	T	A	N	G	R	I	G	R	I	N			
A	M	O	R		D	I	A	N	A		O	D	A	L
	B		T	I	I	R	S		M	O	N	A		A
A	L	G	I	E	R		T	E	E	K	A	N	N	E
M	E	N	E	T	E	K	E	L		A	L	I	E	K
O	M	U		Z			R	A	A	B		E	N	G
S	E	S	T	E	R	Z		N		A	T	L	A	S

Waagrecht — 1 FESTSAAL 8 HIHI 11 RAR
12 HALMAHERA (Brettspiel Halma, griech. Göttin Hera) 14 EINTEILEN 15 BRISE 17 SME (Ems) 18 STENOGRAFIN 19 SPEER 21 TAGE
22 GETAN 24 GRIGRI (Sicherungsgerät für Sportkletterer) 27 AMOR 28 DIANA 29 ODAL
32 THIES (Kurzform von Matthias) 34 MONA
36 ALGIER 38 TEEKANNE 41 MENETEKEL
42 ALIEN 43 OMU (Abk. von Originalfassung mit Untertitel) 44 RAAB 45 ENG 46 SESTERZ
47 ATLAS (Salat)

Senkrecht — 1 FAIM (franz für Hunger) 2 ERNES-
TO (span. f. Ernst) 3 THESEN 4 SAÏTE 5 ALLER-
GIE 6 AMEN 7 LANOLIN (aus Schafwolle
gewonnenes Sekret, auch Wollwachs) 8 HEBR
(herb) 9 IRRATIONAL 10 HAIFA 11 RESEGA
13 BENE (it. f. gut) 16 SIGNA (-l) 20 PARTIE
23 EMBLEM 25 RASTER 26 GAME 28 DIRE
(franz. f. sagen) 30 DANIEL 31 LAENG
33 HETZE 35 OKABA 36 AMOS (Soma)
37 GNUS 39 ELAN 40 NENA

Lösungswort — **FESTSTELLUNG**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



HAPPY SPORT COLLECTION

Chopard

THE ARTISAN OF EMOTIONS – SINCE 1860

KIRCHHÖFER

INTERLAKEN · SWITZERLAND

www.kirchhofer.com